Laurahütte-Siemianowitzer Zeitung

Erscheint: Montag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und kostet vierzehntägig ins Haus 1,25 Zloty. Betriebsstörungen begründen keinerlei Anspruch auf Rückerstattung des Bezugspreises.



Einzige älteste und gelesenste Zeitung von Laurahütte-Siemianowitz mit wöchentlicher Unterhaltungsbeilage.

Anzeigenpreise: Die 8-gespaltene mm-Zl. für Polnisch-Oberschl. 12 Gr., für Polen 15 Gr.; die 3-gespaltene mm-Zl. im Reklameteil für Poln.-Oberschl. 60 Gr., für Polen 80 Gr. Bei gerichtl. Beitreibung ist jede Ermäßigung ausgeschlossen

Geschäftsstelle: Siemianowice (Śląskie), ulica Bytomska (Beuthenerstraße) 2

Fernsprecher Nr. 501 — Fernsprecher Nr. 501

Nr. 175 — Sonntag, den 13. November 1932 — 50. Jahrgang

Was die Woche brachte

Der Rücktritt des Außenministers Zaleski beschäftigt immer noch die Gemüter. Man sucht nach dem zureichenden Grunde für seinen Schritt und will ihn, insbesondere nach französischen Stimmen, darin finden, daß die rumänische Politik Titulescus zu einer Annäherung Frankreichs an Rumänien geführt habe, so daß Frankreich bereit sei, die rumänische Politik in Sachen des Nichtangriffspakts mit Rußland in rumänischem Sinne zu unterstützen. Diese Wendung habe Zaleski verstimmt und zum Rücktritt bewogen. Polen werde durch diese Politik in den Hintergrund gedrängt, was dem Mann, der durch 6½ Jahre das Steuer in den Händen hielt, unerträglich gewesen sei. Zaleski selbst spricht freilich anders über seinen Rücktritt, verschanzt sich hinter sein Erholungsbedürfnis, seine Müdigkeit und schwärmt wie der altrömische Dichter Horaz von der Ruhe des Landlebens und dem Glück der Einsamkeit. Im Posenschen will er den Ort gefunden haben, der ihm diese Ruhe sichert. Es ist selbstverständlich, daß ein scheidender Diplomat noch immer Diplomat bleibt und das verschweigt, was die Klugheit ihm zu sagen verbietet. Wir als Deutsche können diesem Rücktritt ruhig zusehen, denn der Außenminister war nicht der Mann, der für das, was uns bedrückt, Verständnis besaß. Sein Auftreten in Genf hat mehrfach gezeigt, wessen sich die Minderheiten von ihm zu versehen hatten. Und wenn wir heute hören, daß man sich bei den Verhandlungen über die Klage des Fürsten Pleß im Haag auf seine Argumente beruft, so ist diese Sprache deutlich genug.

Vor der Amtsniederlegung, die heute noch in diplomatischen Zirkeln eifrig besprochen wird, steht ein zweites wichtiges Ereignis, die Tagung des Sejms. Sie hat nicht lange gedauert, auch wurden keine wichtigen Taten getan, aber es wurde wieder einmal sich so gebärdet, als ob das Volk und seine Vertreter auch etwas zu sagen hätten. Dem Vernehmen nach erinnerte diese Sitzung an den ehemals im Sejmgebäude abgehaltenen Unterricht. Gleich den Gymnasiasten von einst standen die Abgeordneten in den Korridoren herum, sprachen nur halblaut und in einem Ton ohne jede Leidenschaft, wie Schüler, die wissen, daß der Wink der Lehrer letzten Endes entscheidet. Diese letzteren vertraten die Häupter des Regierungsblocks, die für sich abgeschlossen eine Beratung abhielten wie ehemals die Lehrer im Konferenzzimmer. Und die eigentliche Sitzung? Sie stand im Zeichen einer großen Aufgabe: dem Staatshaushalt, den Minister Zawadzki langatmig und monoton in einer abgelesenen Rede zu begründen suchte. Dann sprachen stundenlang die Oppositionsparteien, von deren Ausführungen nur die Reden der Minderheiten (Deutsche und Ukrainer) von größerem Schnitt waren und über das strenge Thema hinausgingen. Die Reden der polnischen Opposition klangen müde und hoffnungslos, bestenfalls geistreiche Kritik, aber kein Gegenplan, der zum Vergleich mit der Regierungsvorlage hätte reizen können.

Die Regierung umgab sich durch diese Sitzung mit dem Glorienschein der Verfassungsmäßigkeit, die nun einmal auch Sejmtagungen notwendig macht. Sie fühlte sich aber ihrer Pflicht bald ledig und schickte den Sejm wieder heim. Die Bevölkerung nimmt diesen Schritt mit Gleichmut hin, denn sie weiß, daß diese Volksvertretung ohne eigenen Willen dasteht und bedeutungslos ist.

Eine ähnliche Rolle, wenn auch bei grundverschiedener Artung, dürfte dem deutschen Reichstag beschieden sein. Die Neuwahl hat keine wesentliche Verschiebung der Kräfte gebracht, konnte es auch nicht, wenn man an die Kürze der Zeit denkt, die seit der vorletzten Wahl verstrichen ist. Ihr wichtigstes Ergebnis ist, daß die Bildung einer Mehrheit ausgeschlossen erscheint, da mindestens drei Parteien dazu gehören müßten, die sich schwer finden werden. Denkbar wäre nur eine Art nationaler Konzentration, eine Verbindung der Nationalsozialisten mit dem Zentrum und der Partei Hugenbergs. Nach dieser Richtung tendiert die Politik des Kanzlers, denn eine solche Koalition könnte nur zu dem Zweck geschaffen werden, die Regierung zu unterstützen. Damit hat von Papen seinem Kabinett eine gewisse Dauer zugelegt. Und selbst sein Rücktritt würde an der Tatsache nichts ändern, daß dieser Reichstag das Prinzip des Präsidialsystems anerkennen muß. Jede Regierung wird unter den gegebenen Umständen nach diesem System ihre Tätigkeit ausüben und jede Koalition, die ihre Spitze gegen die Regierung kehren wollte, würde die Auflösung des Reichstages zur Folge haben. Das setzt allerdings voraus, daß die Regierung stark genug bleibt, die Situation zu beherrschen. Das besondere Kennzeichen der Wahl ist die Radikalisierung der Massen. Sie hat sich diesmal in der Hauptsache auf sozialdemokratische Kosten vollzogen. Diese Partei hat verloren, was die Kommunisten gewannen. Die Nationalsozialisten haben wohl eine Schwächung erlitten, sie marschieren aber trotzdem noch an der Spitze. Der Radikalisierungsprozeß ist durchaus noch nicht zum Stillstand gekommen und er bedeutet die Abkehr von Weimar. Das Gebot der Stunde ist daher eine Aenderung der Verfassung. Wie sie erfolgen wird, läßt sich schwer voraussagen. Sicher ist derzeit die Mehrheit des Reichstags nach rechts gerichtet. Daß aber auch die Schwenkung nach links nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegt, hat der letzte Streik in Berlin bewiesen. Es ist freilich zu hoffen, daß der gesunde Sinn des deutschen Volkes den rechten Weg finden wird, der aus der schweren Lage führt.

Entschiedener als in Deutschland ist die Wahl in Amerika ausgefallen, wenn sich auch heute die Folgen noch nicht abschätzen lassen. Man muß hier zwischen den Fragen, die rein amerikanisch sind, und denen, die auch Europa betreffen, unterscheiden. Der Sieg Roosevelts ist nicht zuletzt den Gegnern des Alkoholverbots zuzuschreiben. Es ist leicht möglich, daß dieses Verbot jetzt aufgehoben wird. Diese Angelegenheit interessiert nur Amerika, da auch bei einer Wiedereinführung des Alkohols Europa keinen Nutzen aus dieser Maßnahme ziehen wird. Eine andere Frage ist jedoch die nach der Einstellung Roosevelts zu jenen Fragen, die für Europa entscheidend sind. Solche Fragen gibt es vor allem drei: die Abrüstung, die Kriegsschulden und die Weltwirtschaftskonferenz. Der neue Präsident gehörte seinerzeit zu den engeren Ratgebern des Präsidenten Wilson, dessen unheilvolle Politik die Welt in die Krise gebracht hat. Freilich sind für diese Politik weniger die Ratgeber verantwortlich zu machen als vielmehr der Umstand, daß Wilson damals dem Einfluß der europäischen Diplomaten erlag. Obendrein hat sich auch die Zeit geändert. Amerika stand damals auf unvergleichlicher Machthöhe, die seither verschwunden ist. Was damals so gesund schien ist heute krank geworden, und auch jenseits des großen Wassers zerbricht man sich heute den Kopf über Dinge, von denen man sich damals nichts träumen ließ. Nach den letzten Nachrichten erwartet man in Amerika keine grundsätzliche Aenderung der Außenpolitik, hofft vielmehr auf ein Entgegenkommen gegenüber den europäischen Kriegsschuldnern, sofern eine Einigung auf einen vernünftigen Abrüstungsplan erreicht wird. Das bedeutet im allgemeinen ein Weitergehen in den Bahnen Hoovers, vielleicht mit der Aussicht auf raschere Erfolge. Nur die Weltwirtschaftskonferenz dürfte bis zum Frühjahr verschoben werden, da Roosevelt sein Amt erst Anfang März antreten wird. —lf

Zusammenarbeit zwischen Berlin und Paris?

Der Reichskanzler zu den deutsch-französischen Beziehungen — Ausgleich der Differenzen im Interesse Europas

Berlin. Amtlich wird mitgeteilt: Die deutsch-französische Wirtschaftskommission ist Freitag nachmittag vor der Fortsetzung ihrer Arbeiten von dem Herrn Reichskanzler empfangen und in sehr herzlichen Worten begrüßt worden. Der Reichskanzler hat daran erinnert, daß es eine Tradition geworden sei, daß die Chefs der deutschen und der französischen Regierung den Vorsitz in der deutsch-französischen Wirtschaftskommission führen. So hätten Reichskanzler Brüning und Ministerpräsident Laval den Vorsitz geführt. So hätten jetzt auch Herr Herriot und er den Vorsitz übernommen. Der Reichskanzler wies dann darauf hin, daß zwischen Deutschland und Frankreich die privatwirtschaftliche Verständigung und Zusammenarbeit in vielen Industrien schon mehr Fortschritte gemacht u. praktische Erfolge erzielt habe, als zwischen anderen Ländern, eine Tatsache, die in der Oeffentlichkeit im allgemeinen nicht genügend bekannt sei und gewürdigt werde. Dies beweise schon, daß die französische und deutsche Wirtschaft zu einer Zusammenarbeit und Verständigung besonders geeignet seien. Er begrüße es besonders, daß diese Zusammenarbeit sich dank der Initiative und Mitwirkung des 4. Unterausschusses jetzt auch auf dritte Länder auszudehnen im Begriffe sei.

Er hoffe, daß die jetzige Tagung zu praktischen und schnellen Ergebnissen führe, denn die Krise und Arbeitslosigkeit verlangen schnelle Arbeit.

Der Reichskanzler schloß daran den Wunsch und die Hoffnung, daß die Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet günstige Auswirkungen auch auf andere Gebiete haben wird, insbesondere auf die Lösung der schwebenden politischen Probleme.

Der Reichskanzler hat dabei wiederholt seinem aufrichtigen Willen Ausdruck gegeben, an einer Entspannung in diesen Fragen mitzuarbeiten.

Unterstaatssekretär Patenotre dankte dem Reichskanzler für den freundlichen Empfang und gab seiner besonderen Genugtuung darüber Ausdruck, daß er von dem französischen Ministerpräsidenten Herriot persönlich mit dessen Vertretung beauftragt worden sei.

Herriot sehe in der deutsch-französischen Zusammenarbeit den Angelpunkt für den europäischen Frieden.

Die Annäherung zwischen den beiden Ländern mache zwar nicht so schnelle Fortschritte, wie alle klar sehenden Geister es wünschen. Aber die deutsch-französische Wirtschaftskommission habe schon eine wichtige Arbeit geleistet. Sie habe zahlreiche Vereinbarungen zwischen deutschen und französischen Industrien, Schiffahrtsgesellschaften usw. herbeigeführt. Die jetzige Tagung werde eine Organisation ins Leben rufen, die die gemeinsame Ausführung großer öffentlicher Arbeiten ermögliche. Es wäre paradox, wenn man in Krisenzeiten aus übergroßer Vorsicht Lösungsmöglichkeiten nicht ausnützen wollte, die eine Verminderung der Krise ermöglichen können.

Patenotre hat mit der Versicherung geschlossen, daß die französische Regierung — entsprechend der aufrichtigen Gesinnung des französischen Volkes — bereit sei, hier wie in Lausanne und in Genf aktiv an der Festigung des europäischen Friedens mitzuarbeiten.

Furchtbare Sturmflut auf Kuba

Ganze Städte zerstört — Mehrere tausend Tote

Neuyork. Die Sturmflutkatastrophe in Kuba hat, wie sich jetzt herausstellt, viel schlimmere Folgen gehabt, als man bisher annahm. Die Zahl der Toten beträgt ungefähr 1800. Während einige Meldungen von 50 Toten sprechen, lauten andere Nachrichten auf 1800 Tote. Die Fischerstadt Camaguey ist von einer 8 Meter hohen Springflut vollständig zerstört worden. Die Springflut drang 8 Kilometer tief ins Land ein. Tausende von Flüchtlingen sind in Santa Cruz und den Nachbarstädten eingetroffen, wo alle Krankenhäuser überfüllt sind. Nahrungsmittel und Aerzte sind mit Flugzeugen hingebracht worden. Der Ernteschaden ist vorläufig noch garnicht abzuschätzen.

Der Marineschlepper „Sciota", der sich in Seenot befand, ist jetzt außer Gefahr. Zwei Zerstörer leisten ihm Hilfe.

*

Havanna. Arbeitsminister Onetti hat angeordnet, daß die Todesopfer der Sturmflutkatastrophe, die noch geborgen werden, gemeinsam verbrannt werden sollen. Die Stadt Santa Cruz, del Sur, die besonders gelitten hat, gleicht einem Trümmerhaufen.

Die Marinestation in Havanna gibt amtlich bekannt, daß die Zahl der Todesopfer der großen Sturmflut sich auf über 2000 beläuft. 500 Tote sind bereits begraben worden. Der neugewählte Bürgermeister von Santa Cruz del Sur, Antonio Martinez, erschoß sich aus Verzweiflung, nachdem er festgestellt hatte, daß seine ganze Familie durch die Sturmflut umgekommen war. Augenzeugen berichten, daß sich Schreckensszenen unbeschreiblicher Art abgespielt haben. Zahlreiche Kinder wurden vor den Augen ihrer verzweifelten Eltern weggeschwemmt. Nach dem Zurückgehen der Sturmflut waren die Bäume und die höher gelegenen Häuser mit zahllosen Leichen übersät.

Frankreich bittet Amerika um Zahlungsaufschub

Paris. Der im Zusammenhang mit den französischen Schuldenzahlungen an Amerika angekündigte Schritt der französischen Regierung in Washington ist im Laufe des Freitag erfolgt. Die halbamtliche Nachrichtenagentur Havas teilt in diesem Zusammenhang mit, daß die französische Regierung um einen vorläufigen Zahlungsaufschub der am 15. Dezember fälligen Zinszahlungen ersucht und gleichzeitig um die Aufnahme von Verhandlungen über eine Neuregelung der Schuldenzahlungen gebeten habe.

Paris zur Rede Simons

Paris. Die Erklärungen, die der englische Außenminister Sir John Simon am Donnerstag vor dem Unterhaus abgegeben hat, haben in französischen politischen Kreisen eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Der „Temps" bezeichnet die Ausführungen als einen vorzüglichen Auftakt für die kommenden Genfer Verhandlungen. Den einzigen [illegible] Punkt sieht das Blatt in der Feststellung des englischen Außenministers, daß man Deutschland keine Einschränkungen in der Anwendung gewisser Waffenkategorien auferlegen dürfe, wenn man ihm die Gleichberechtigung zugestehe.

Beruhigung in der Schweiz?

Sozialistischer Protest gegen die Verwendung des Militärs gegen Arbeiter — Neue Zwischenfälle in Lausanne — Ruhe in den übrigen Kantonen

Genf. Die sozialistischen Gewerkschaften Genfs haben, wie Freitag abend verlautet, beschlossen, am Sonnabend anläßlich der Beerdigung der am Donnerstag Getöteten einen 24-stündigen Proteststreik zu erklären. Nähere Einzelheiten liegen bisher noch nicht vor. Man nimmt jedoch an, daß der Streik sich auf den Kanton Genf und nur auf die kantonalen Betriebe, somit nicht auf Eisenbahn, Post und Telegraph und die lebenswichtigen Betriebe ausdehnen soll.

Die Lage in Genf und Lausanne

Genf. Der Kommunistenführer Tronchet, der bei den blutigen Unruhen in der Nacht zum Donnerstag eine Hauptrolle spielte, hielt am Donnerstag abend trotz des gegen ihn ergangenen Haftbefehls in Lausanne eine neue Rede.

Die Genfer Regierung hat die Kosten für die am Sonnabend stattfindende Beerdigung der Toten übernommen, jedoch haben die Familien beantragt, **Einzelbestattungen** vornehmen zu dürfen. Von sozialistischer Seite **werden für Sonnabend große Kundgebungen vorbereitet.** In Lausanne kam es am Donnerstag abend zu Zusammenrottungen. Die Polizei wurde mit Lastkraftwagen schnell herangeführt und säuberte die Straßen. Dabei erfolgten **mehrere Verhaftungen.** Ein Polizist wurde verletzt.

*

Basel. Der Donnerstag abend und die Nacht zum Freitag sind in der Schweiz **ruhig verlaufen.** In Bern fand am Donnerstag abend eine Kommunistenversammlung statt, in der **„gegen die Besetzung der Straße durch die Bourgeoisie und gegen die Versuche des Bürgertums, die demokratischen Rechte des Volkes zu unterbinden"** Einspruch erhoben wurde. In Zürich sollen am Sonnabend anläßlich der Beerdigung der Opfer von Genf eine Kundgebung stattfinden. Im Kanton Bern sind Truppen in Alarmzustand versetzt worden, um Ausschreitungen vorzubeugen, die infolge der Artikel der Berner „Tagwacht" befürchtet werden. Alle Versammlungen unter freiem Himmel, Umzüge und Kundgebungen **wurden verboten,** ebenso die Veröffentlichung und Verbreitung von „aufreizenden" Zeitungsartikeln und Drucksachen.

Gegenmaßnahmen der Behörden

Genf. Sofort nach Bekanntwerden des Beschlusses der Genfer Gewerkschaften, am Sonnabend einen 24stündigen Generalstreik durchzuführen, sind von Regierungsseite energische Vorbeugungsmaßnahmen getroffen worden, um während des Streiks **jeden Versuch von Unruhen im Keime zu ersticken.** Die erhöhte Alarmbereitschaft für Polizei und Gendarmerie wurde verlängert. Außerdem wurde das neu nach Genf gelegte Regiment, das bei den bisherigen Unruhen noch nicht eingesetzt worden war, in Bereitschaft gelegt. Aus Lausanne ist zur Verstärkung ein Kavallerieregiment, den in der Umgebung von Genf liegenden Dörfern einquartiert worden. Am Freitag abend war noch alles ruhig.

Mussolini und Gömbös

Rom. Ueber die Besprechungen des ungarischen Ministerpräsidenten Gömbös mit Mussolini wird amtlich bekanntgegeben, daß die allgemeine politische Lage und die besonderen Beziehungen der beiden Länder geprüft worden seien. Ferner seien die Möglichkeiten einer noch engeren wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Ungarn und Italien besprochen worden, **wobei sich vollkommene Uebereinstimmung der Auffassungen und Absichten der beiden Regierungshäupter ergeben habe.** Wie verlautet, soll die Rede auch auf das wirtschaftliche Problem des Donaubeckens im allgemeinen gekommen sein. Hierbei soll von beiden Seiten an die deutschen und österreichischen Interessen in loyaler Weise gedacht worden sein.

Internationale Schulden-Verhandlungen

London. Sir John Simon hielt Besprechungen mit den Botschaftern von Frankreich, Italien und Belgien ab, denen er Kenntnis vom Inhalt der Note über die Schuldenfrage gab, die die englische Regierung an die Vereinigten Staaten gerichtet hat.

Der frühere französische Finanzminister, Abgeordneter Flandin, ist nach London gereist, wo er mit maßgebenden Persönlichkeiten der Politik und der Finanzwelt Verhandlungen führen wird. Flandin betont, daß er in keinem offiziellen Auftrage handelt. „Paris Midi" läßt sich aus Washington melden, daß der französische Finanzattachee angewiesen worden sei, unverzüglich im Namen der französischen Regierung die Eröffnung von allgemeinen Verhandlungen über die Kriegsschulden und bis auf weiteres die Aussetzung der am 15. Dezember fälligen 25-Millionen-Dollar-Rate nachzusuchen.

Sprengkörper im Gebäude der „Dresdener Volkszeitung"

Dresden. Die sozialdemokratische „Dresdener Volkszeitung" berichtet am Freitag in großer Aufmachung von dem Fund eines Sprengkörpers in ihrem Verlagsgebäude. Der Sprengkörper, bestehend aus Sprengkapsel, Schwarzpulver und einem großkalibrigen Bleigeschoß, alles in eine Papphülse eingeschlossen, sei im Treppenhaus gefunden worden. Da in dem Gebäude die Räume des Parteisekretariats der SPD liegen, mutmaßt das Blatt, daß ein politischer Anschlag geplant gewesen sei. Schaden hat der Sprengkörper nicht angerichtet. Er konnte rechtzeitig unschädlich gemacht werden. Die Ermittlungen der Polizei sind noch nicht abgeschlossen.

Belagerung eines Banditen in Warschau

Warschau. Am Donnerstag nachm. erhielt die Polizei die Nachricht, daß ein bekannter Bandit, der wegen Ueberfällen und Mord gesucht wird, in der Stadt angekommen sei. Der Uebeltäter verbarg sich bei einem Dienstmädchen seiner Bekanntschaft. Das Haus wurde von 50 Polizisten umzingelt, dann begann eine Schießerei, wobei gegen 50 Schuß abgegeben wurden. Wahrscheinlich infolge Munitionsmangel stellte der Bandit das Schießen ein, zog sich in eines der Zimmer zurück und tötete sich mit zwei Schüssen.

Die Besitzerin eines Gewinnloses verschwunden

Lemberg. Auf der Polizei erschien dieser Tage ein Rechtsanwalt und bat im Namen seines Klienten Stephan Pielinski, Nachforschungen nach der Schwester Pielinskis anzustellen, da diese im Besitze eines Loses ist, auf das ein Treffer von 40 000 Dollar fiel. Die glückliche Gewinnerin war zuletzt in Lemberg im Dienste, hat aber ihre Stelle verlassen und ist nun verschwunden. Die Polizei hat die Untersuchung aufgenommen. Dabei ereignete sich ein ungewöhnlicher Zwischenfall. Zufällig gibt es in Lemberg noch Dienstmädchen mit dem gleichen Namen. Dieses wurde zur Polizei gebracht, wobei ihr der Polizist unterwegs mitteilte, daß sie 40 000 Dollar gewonnen habe. Vor Freude fing sie auf der Straße zu tanzen und zu springen an. Ihre Erregung war so groß, daß sie ohnmächtig wurde, als sie das Wachzimmer betrat. Dort stellte sich jedoch heraus, daß die glückliche Gewinnerin leider eine andere ist.

Leon Blum über Herriot

Unterstützung nur beim Abbau der Militärlast

Paris. Der Führer der Sozialisten, Leon Blum, ergriff in Narbonne das Wort zu der schon seit langem angekündigten Rede, die in gewissem Sinne eine Auseinandersetzung mit den Beschlüssen der radikalsozialistischen Landestagung in Toulouse darstellt. Leon Blum ging von der Feststellung aus, daß die radikalsozialistische Partei trotz ihrer zahlenmäßigen Stärke niemals allein regieren könne, sondern auf die Unterstützung des Zentrums oder der Sozialisten angewiesen sei. Was dabei seine Partei anlange, so könne Herriot der aufrichtigen Mitarbeit stets gewiß sein, solange er den Auffassungen der Sozialisten in der Frage Haushaltsabbau und der Abrüstung nicht zuwiderhandele. Leon Blum kritisierte in diesem Zusammenhang die beabsichtigte Kürzung der Beamtengehälter, zu der die Sozialisten niemals ihre Zustimmung geben würden. Die Finanzlage Frankreichs sei im Grunde gesund, und ein Angreifen der Reserven oder eine vorübergehende Anleihe zur Deckung des Haushaltsfehlbetrages würde niemals schwerwiegende Folgen haben.

In der Abrüstungsfrage stellte er mit Befriedigung fest, daß der französische Plan die Gleichberechtigung aller Völker anerkenne. Er sei aber nach wie vor der Auffassung, daß die wahre Sicherheit, wenn auch nicht einzig und allein, so doch zu einem großen Prozentsatz in der Abrüstung liege. Die französische Sicherheit bestehe darin, die Aufrüstung Deutschlands zu verhindern und diese Aufrüstung könne nur durch eine fortschreitende Abrüstung aller Mächte verhindert werden.

Das Verbot von Giftgasen vor dem Büro der Abrüstungskonferenz

Genf. Im Büro der Abrüstungskonferenz wurden am Freitag die bisher erfolglosen Verhandlungen über den Bericht des Italieners Pilotti bei dem Punkt weiter fortgesetzt, der die Sanktionsmaßnahmen im Falle der Verwendung chemischer und Gaswaffen im Kriegsfalle behandelt. Pilotti hatte vorgeschlagen, daß der Doyen des diplomatischen Korps im Kriegsfalle bei Verletzung des Abkommens über das Verbot der Verwendung dieser Gas- und chemischen Waffen vorgehen soll. Der Vertreter Spaniens schlug eine Regelung vor, wonach sämtliche Unterzeichner des künftigen Abrüstungsabkommens sich als im Kriegszustand gegenüber demjenigen Staat erklären sollen, der die Bestimmungen über das Verbot der chemischen Kriegswaffen bricht. **Der polnische Vertreter verlangte für diesen Fall Kollektivsanktionen aller Staaten.** Diese Auffassung stieß auf starke Bedenken des amerikanischen Gesandten Wilson, der sagte, daß der Standpunkt seiner Regierung vorläufig noch nicht endgültig festgelegt werden könne.

Als Wortführer der Gruppe der kleineren Staaten verlangte der Vertreter Schwedens schärfste Maßnahmen gegen jede Verwendung von Gas- und chemischen Waffen. Nach längerer Aussprache wurde ein engerer Ausschuß gebildet, dem die Vertreter von England, Frankreich, Italien, Schweden, Spanien und Oesterreich angehören und der jetzt einen neuen Vorschlag ausarbeiten soll.

Al Smith über die Schuldenfrage

Paris. Der ehemalige Gouverneur von Neuyork und Freund des künftigen amerikanischen Präsidenten Roosevelt, Al Smith, erklärte einem Vertreter des „Petit Journal" zur Frage der interalliierten Schulden, er sei für eine Herabsetzung dieser Schulden, wenn auf der anderen Seite dem amerikanischen Außenhandel neue Absatzgebiete erschlossen würden. Auch werde er sich stets **für eine Verlängerung des Hoover-Moratoriums einsetzen, um den europäischen Schuldnern Gelegenheit zu geben, mit Amerika Handelsverträge abzuschließen, die der Arbeitslosigkeit steuerten.**

Zusammentritt des preußischen Landtages am 24. November

Berlin. Der Präsident des preußischen Landtages, Kerrl, hat, wie der Preußische Pressedienst der NSDAP mitteilt, das Parlament nunmehr auf Donnerstag, den 24. November einberufen. Die Tagesordnung wird noch festgesetzt werden.

---

der Sprecher Markgraf

EIN FUNK- UND FILM-ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

URHEBER-RECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

(55. Fortsetzung.)

Ein einziger Aufschrei des Entsetzens ging durch die Menge.

„Er liegt ... mit seinen Kindern ... begraben unter den Trümmern des D-Zugwagens. Unser ... Markgraf ... mit seinen ... Kindern!"

Das griff allen ans Herz.

Sie sahen sich totenblaß an. Man sah viele Frauen weinen. Mechtild Barrys war mit einem qualvollen Schrei zusammengebrochen.

Markgraf ... tot! Das wollten sie alle nicht begreifen können.

Der alte Landgerichtsdirektor Schendel, der damals die Untersuchung im Prozeß geführt hatte, war tief erschüttert: „Nichts ... nichts ist dem Mann erspart geblieben! Ein bitteres Leben und ein bitterer Tod!"

* * *

Der Rundfunk schrie die Nachricht in alle Welt.

Entsetzen packte die Hörer.

Sollten sie nie mehr die geliebte Stimme hören?

Und die Kinder mit ihm in den Tod!

Das schlug an das härteste Herz.

Die Funkstunde hatte eine direkte Telefonverbindung mit der Unglücksstätte.

Mit fieberhafter Eile schaffte man dort, um alles wieder aufzuräumen.

Aber es war eine schwere Arbeit. Richtig ineinandergeschoben hatten sich die Eisenteile.

Mit Hebewerkzeugen und Schweißapparaten ging man den Trümmern zu Leibe.

Frau Ingrid war mit ihrem Vater gekommen.

Als die totenblasse Frau herantrat, die sich kaum mehr auf den Füßen halten konnte, senkten sich aller Blicke vor dem Fragen des jungen Weibes.

Schulenburg war von der Stelle, wo der zweite Wagen begraben lag, nicht wegzukriegen.

Er war ohne Hoffnung, aber es hielt ihn an der Stelle gebannt. Ihn graute vor dem Anblick der blutigen Leiber, aber er blieb stehen.

Plötzlich hob der eine Schweißer den Arm.

Alles blickte auf ihn.

„Mal Ruhe!" schrie der Mann.

Man wußte nicht, was er wollte, aber Stille setzte ein. Nur das Publikum war laut und gesprächig.

„Himmelherrgott ... mal Ruhe!" brüllte der Arbeiter heiser.

Der Baurat lief mit seinem Gefolge heran.

„Was gibt es?" fragte er erregt.

„Mir war, als wenn ich klopfen gehört hätte!"

Die Männer sahen sich an.

„Ein Klopfzeichen!"

Von Mund zu Munde ging es atemlos: „Ein Klopfzeichen!"

„Ruhe ... Ruhe!" brüllte es über den Platz.

Der Reichswehrleutnant rief der Menge zu: „Ruhe ... absolute Stille ... man hat Klopfzeichen gehört."

Wie ein Ruck geht es durch die Massen.

Totenstille lastet über allen.

Schulenburg kniet neben dem Monteur, der zwei-, dreimal mit einem leichten Hammer anschlägt.

Sie lauschen atemlos.

Dann ... wie ein Schlag durchzuckt es sie.

Es klopft.

Schulenburg hört es deutlich, sein Ohr ist dicht an das Metall gepreßt.

„v-o-r-s-i-c-h-t," morst jemand von innen. „e-i-n-g-e-k-l-e-m-m-t i-m h-o-h-l-r-a-u-m."

Fieberhaft schreibt Schulenburg.

Ist es Markgraf?

Die Stimme schweigt.

Nun klopft Schulenburg.

„w-e-r d-r-i-n?"

Wieder atemloses, beklemmendes Schweigen.

Frau Ingrid starrt mit brennenden Augen auf die Gruppe.

Schulenburg wartet.

Sekunden werden Ewigkeiten.

Da! Es klopft abermals.

„m-a-r-k-g-r-a-f!"

Schulenburg kann sich nicht halten. Er schreit in überströmender Freude: „Er lebt! Markgraf lebt!"

Frau Ingrid ist herangetreten.

„Und ... die ... Kinder?" bittet sie.

Schulenburg klopft wieder:

„l-e-b-e-n k-i-n-d-e-r?"

Die Antwort kommt langsam, schleppend, matt.

„j-a n-o-c-h."

Frau Ingrid mußte gehalten werden, sonst wäre sie zusammengebrochen.

Aber dann kam die Angst wieder.

Was barg das Wörtchen „noch"?

Das Wort schrie laut: „Gefahr! Zeit ist kostbar."

Nun griff der Baurat ein. Das Wörtchen „noch" hatte ihn zum Handeln gezwungen.

„Alles zurück!" befahl er.

Willig kam man der Aufforderung nach.

Baurat Schmoller ging mit Umsicht und rasender Energie daran, die Unglücklichen zu befreien.

Vorsichtig schweißte man den Wagen auf.

Man stützte den Trümmerberg, damit er nicht in sich zusammenbrach.

Die Menge wartete auf Nachricht. Sie bestürmte die Beamten. Man wollte wissen, was los war.

„Markgraf lebt! Und die Kinder auch! Noch!" Die Nachricht ging durch die Reihen, alle aufs tiefste erschütternd.

Sollte Gott einmal ein Wunder tun?

* * *

Der große Berliner Sender schrie plötzlich in die Welt: „Klopfzeichen aus den Trümmern. Markgraf lebt und die Kinder auch noch."

Die Menschen atmeten auf und warteten voll heißer Spannung auf weitere Nachrichten.

Die Funkstunde hatte an diesem **Abend das** heitere Programm abgesagt.

Eine halbe Stunde später schrie der Funk in den Aether: „Die Befreiungsarbeiten sind äußerst schwer, da befürchtet werden muß, daß die Wagen und Lokomotivteile in sich zusammenstürzen können. Baurat Schmoller hofft, die Lebenden heil herauszubringen."

* * *

Die Entscheidung nahte.

Schmoller ließ mit aller Vorsicht arbeiten, aber er war sich der großen Gefahr voll bewußt. Jeden Augenblick konnte das Ganze zusammensacken, und die am Befreiungswerk Arbeitenden liefen Gefahr erschlagen zu werden.

Aber er biß die Zähne zusammen. Er wagte es.

* * * (Fortsetzung folgt.)

Unterhaltung und Wissen

Waldenburger Novelle

Von O. F. Heinrich.

Richard Karger ist Bergmann. Er fährt jeden Tag auf Zeche Konkordia II ein. Jeden Tag. Eine Woche früh um sechs. die andere mittag. die dritte am Abend.

*

Das Fell des Arbeitstieres Karger ist vielfach geflickt. Es wird immer wieder zerrissen. Nach dem Schichtwechsel hängen feuchte Lumpen herab; sie kleben an den Beinen, die acht Stunden in schwarzer Jauche standen.

Alles ist dreckig: das Gesicht, die Hände, die Seele. Nur über eins staunt Richard Karger, daß das Blut, das er hin und wieder spuckt, so schön rot aussieht. Manchmal beugt er sich vor: es müßte doch dasselbe schwarze Zeug drin sein, das man einatmet. das sich an die Augenlider schmiert und die Ohren verkleistert. Aber nein, das Blut bleibt sauber.

Klara darf es nicht sehen. Er nimmt sich in acht, so gut es geht. Und wenn wirklich der Husten kommt, verdammt schon wieder, dreht er sich beiseite, spuckt ins Taschentuch, in das er sich nicht einmal die Nase schneuzt, und verliert es manchmal, das Taschentuch.

Klara arbeitet in der Porzellanfabrik. Das heißt, bis vor einem Monat. Da wurden zweihundert rausgeschmissen.

„Na, wie is denn?" fragt sie.

„Ach so, mit dem Heiraten? Wenn ich Hauer geworden bin. Das muß ja bald sein", sagt er.

Das werde ich doch nicht, denkt er.

Wenn bloß der Husten jetzt nicht kommt! Klara ist schon argwöhnisch geworden. Es gibt Stämmigere, die suchen sich die Steiger aus. Umgekleckt ist er noch nicht. Immerhin gut. Weil sich das gleich in der Abteilung herumspricht.

„Da hat man geschuftet. Ein paar Sechser liegen in der Sparkasse für die Anzahlung", meint die Klara. „und nun haste keinen Mumm." Ueber Jahr und Tag geht's schon, das Hinundher. Die Weiber witzeln im Hofe; die Mädel aus der Fabrik gehen tanzen und sagen, Beine schmeißen wäre gescheiter als Warten.

„Recht habense, recht habense!" schreit die Klara.

Er steht am Fenster und lacht vor Zorn. Er lacht nur, wenn er sich nicht zu helfen weiß. Seine Zunge stolpert über die Worte, so oft er sich verteidigt. Schließlich wird dann einer stumm. Und lacht nur. —

Ein Eßnapf knallt auf den Tisch, rollt, steht fest wie angebacken. Wie ein Signal ragt der Blechlöffel aus Bratklößen und Sauerkraut.

„Los, los, iß schon!"

Er lacht.

„Warum denn so eilig? Noch eine ganze halbe Strunde. Da schlingt man den Fraß schon noch runter. Bratklöße? O na, da geht's ja." Er klatscht sie auf den Hintern. „Viel Fleisch ist da nicht dran." Wie er das sagt, wird es ihm warm, denn er denkt daran, was für runde Backen die Klara hatte, als er noch Quartierbursche bei ihren Eltern war. Durchs Fenster sieht er die Fabrik. Aus den kurzen Schornsteinen schießen steile Flammen empor und verfärben sich zu dickem Rauch. Dort war die Klara bis vor einem Monat.

„Essen sollste endlich!"

Er geht an den Tisch, zieht den Signallöffel heraus.

„Warum den so eilig," sagt er nochmal. „So viel Zeit!"

„Aber ich nicht!"

„Wieso? Was willste denn? Was haste denn?"

„Nischt. Laß mich in Ruhe!"

„Du?"

Er stößt den Löffel wieder in die Klöße.

„Fort geh ich. Tanzen. Mit der Klenner Berta."

„Heute?"

„Ja, heute. Warum nicht heute? Gerade heute."

„Du wirst doch nicht — wo wir immer beide — Klara."

„Was denn immer beide? Immer beide?"

„Ich dächte — — natierlich kannste gehen. — Natierlich. (Wenn bloß der Husten nicht kommt.) Aber nee, aber nee, daß die andern dann reden — — —"

Klara zieht sich die Bluse an. — Weiß mit roten Punkten. Die Handtasche liegt auf der Kommode.

Er geht zur Tür. Stellt sich davor.

„Dableiben wirste!"

„Dableiben werd' ich? Dableiben? Los, laß mich raus, Richard!" — Ihre Blicke ringen. Seine Hand wird von der Klinge gerissen. Seine Hand stößt einmal in die Luft, zweimal gegen ihre Schulter. Ein Stuhl steht im Wege. Das Mädel mit den dünnen Armen reißt ihn, sich anklammernd, mit um. Dann kommt der Husten doch.

Raus ist sie. Und ihre Augen waren groß und verschwommen. Knallte nicht die Tür?

Ja, doch. Kalk liegt unten.

„Klara!"

„Klara!"

Kalk liegt unter der Tür.

Kartoffelacker, über den sich jetzt wie ein eingelegtes Band der ewige Weg zieht, zwischen rostigem Draht und ausgebuddelten Steinen. Ein Grammophon plärrt Dialoge, von schlechter Musik verunreinigt. Weiter drüben Gesang zu einer Ziehharmonika, Kinderstimmen darunter.

Dann das Zechentor, weit nach innen geöffnet. Blechmarken klimpern auf dem Fensterbrett der Wärterbude. Das Tor fängt alle, alle auf: Kommet her zu mir!...

Vor den Sternen, wie rasch aufgerichtete, notdürftige Barrikaden, durch die man allenfalls dumme Gedanken hindurchschieben kann, stehen die Fördertürme.

In dieser Nacht spuckte nicht nur Richard Karger, sondern es spuckte auch der Berg. Gestein flog aus dem schwarzen Munde und prasselte über lächerliche Hölzer in die aufspritzende Jauche. Den Menschentieren wurde der Atem ausgepreßt, als sie auf zerschlagenen Knien wegkriechen wollten. Ihr Dummen. Der Berg meint es mit euch gut. Was rennt ihr da fort? Ihr wolltet doch immer Ruhe! Nun hat der schwarze Mund gesprochen, nun solltet ihr schweigen, aber da schreit ihr nach euren Weibern, die euch hungrige Kinder und halbleere Schüsseln hinhalten. wenn ihr heimkommt.

Da stehen sie nun vor den zusammengeklappten Flügeln des Zechentores. Jammernd, die Augen rot geweint. Drinnen aber im Hofe ist es stiller als draußen. Wenn der Berg spricht, so tut er es ohne viel Radau, heimlich, wie Richard Karger es auch macht. Fast wird man nichts gewahr.

Bis es sich dann herumspricht.

Bis einer übers Feld rennt, zu den Gärten, zu den Häusern, und der Schwarm der Arbeitsbienen sich am Tor zur Zeche Konkordia II festhakt. —

Richard Karger geht nach Hause. Die Schulter schmerzt zwar, aber der Arzt sagte: „Schwein gehabt, Mensch, so dicht dabei!" Dann gab es ein Pflaster auf die abgeschürfte Haut. Karger lachte, weil er wieder nicht wußte, was er sagen sollte.

Draußen vor dem Tor standen nur noch einige. Zuerst sollten zwanzig tot sein, dann zehn, zuletzt waren es nur sechs. So gut meint es der Berg, daß er ein paar Dutzend Kinder weniger heulen läßt. — Unheimlich still ist es. — Man hört den Husten zu sehr. Klara ist noch nicht da. — Deshalb spuckt er wieder bedächtig ins Taschentuch.

Gut meint es der Berg. Stiller Paul sah schlimm aus; das Gesicht neben der Lampe war verdammt bleich, so bleich, daß man ihm die Lampe ruhig wegnehmen konnte; er brauchte sie doch nicht mehr. Die eigene Funzel lag irgendwo unterm Gebälk. Klara tanzt noch. Wie rot das Zeug im Taschentuch ist. Und so sauber. Schön sieht's aus.

Knacken im Haustürschloß, Schritte, die Tür auf:

Irr flackernde Augen ihm gegenüber, der Mund offen, zitternd... Dann ist sie bei ihm. — Die dunnen Arme fließen über seine Schultern. Hände tasten...

„Da bist du ja, Richard. Du, du... Keiner wußte, ob du drunter bist — —— Die Hackerten nich, die Menzeln nich. Gerannt bin ich, so gerannt bin ich. Haste schon gegessen? Was rede ich denn? Es is ja Nacht. Richard, ich hab gar nich viel getanzt, Richard, glaub mirs."

Das Taschentuch sieht sie.

„Blutt?"

„Ja, Blutt."

Die Klara sieht das Blut an, sieht ihn an.

„Aber dir ist doch nischt passiert, Richard? Wo denn?

„Nee, nee — schon immer!"

Er lacht. Sie lacht.

„Das is doch nicht schlimm?"

„Was?"

„Das mit dem Blutt?"

„Iwoher, das geht wieder weg," sagt er und nimmt sich vor, überhaupt nicht mehr ins Taschentuch zu spucken.

„Dann is es ja gutt. — Richard, daß du lebst, daß du lebst!..." — Sie lacht in ihre Tränen hinein. Und nach einer Weile: „Wieviel sind's denn?"

„Sechse." — „Der Doktor meinte auch, ich könnte frei sein," sagte er langsam.

*

Richard Karger ist Bergmann. Er fährt jeden Tag auf Zeche Konkordia II ein. Jeden Tag. Eine Woche früh um sechs, die andere mittags, wenn die Glocken läuten, die dritte am Abend.

Eine Geschichte aus Rom

Von Manfred Sturmann.

Wir hatten lange getrunken, Giacomo und ich, saßen in der warmen Septembernacht vor der Schenke auf wackeligen Stühlen und erinnerten uns unserer leeren Taschen, als wir mit unseren letzten Lirestücken die Zeche bezahlt hatten. Dennoch war uns unbeschreiblich wohl zumute. Der Wein, ein vorzüglicher Frascati, hatte unsere Stimmung beflügelt. Wir sahen, obgleich es Nacht war, die Welt im hellsten Licht; wir hatten uns nach Jahren zufällig getroffen; wir waren in Rom; wir waren glückliche Menschen.

Giacomo, dieser König der Glücksritter und Nichtstuer, hatte mir ein paar seiner köstlichen Gaunergeschichten erzählt. In mir war noch immer Gelächter über die harmlosen Untaten dieses Menschen, der es wie kein zweiter verstand, das Leben leicht zu nehmen und seinem Schicksal war es mißgelaunt, mit einem geschickten kleinen Kunstgriff nachzuhelfen. In dieser Nacht sollte ich Zeuge dieser seiner Fertigkeit werden, und das will ich hier erzählen:

Wir rauchten unsere letzten Zigaretten und brachen schließlich mit etwas schwankenden Beinen auf. Der Wirt trug gähnend Tische und Stühle ins Haus, denn wir waren die letzten Gäste, und das hübsche Mädchen, das uns bedient hatte, winkte uns lustig nach. Arm in Arm gingen wir durch ein paar schlafende Gassen zum Tiber hinab, beugten uns über das Ufergelände und sahen auf die tanzenden Sterne im Wasser. Es war sehr still. Unten schaukelte ein Boot an rasselnder Kette. Die harten Schritte zweier Karabinieri ließen mich in plötzlicher Ideenverbindung daran denken, daß ich kein Geld mehr und wenig Aussicht hatte, neues zu bekommen. Ich wurde, wie das so geht, im Nu ernüchtert und ließ den Kopf nachdrücklich hängen, daß es Giacomo mit seiner stets polternden Fröhlichkeit sofort bemerkte.

„Schon Katzenjammer?" lachte er. „Bei euch muß alles stets „in Ordnung" sein, sonst fühlt ihr euch nicht wohl, ihr Spießer!" — Ich lächelte und gähnte bei dem Gedanken, daß ich nun zu Fuß durch die ganze Stadt nach Hause laufen mußte. Ich wohnte am Pincio, in einer kleinen Pension. Das war sehr weit vom Tiber, und ich kannte überdies den Weg noch immer nicht genau. Ich mahnte zum Gehen und hielt Giacomo die Hand zum Abschied hin, denn mit ihm zusammen wäre ich wohl nie nach Hause gekommen.

„Wenn ich doch jetzt ein Auto hätte!" seufzte ich.

„Es gibt doch genug — du wirst doch nicht nach Hause gehen!" Giacomo machte ein sehr erstauntes Gesicht.

„Nein, mein Freund," sagte er, „jetzt nehmen wir einen Wagen, gondeln noch ein bißchen herum, und dann bringe ich dich nach Hause." — „Und woher hast du Geld, Giacomo?" — „Geld, ha, ha!" Er lachte dröhnend und schlug sich auf die Schenkel. „Nein, Geld habe ich nicht, wir werden eben ohne Geld fahren." Und als ich ihn ansah, als hätte er plötzlich den Verstand verloren, sagte er: „Wetten wir um eine Flasche, daß wir jetzt wie die Grafen per Auto heimfahren, ohne auch nur einen Centesimo zu bezahlen?"

Mit schweren Bedenken schlug ich ein. Er schüttelte übermütig meine Hand. Da war meine Neugier bereits stärker als meine Skepsis. Schon hatte er mich am Aermel gepackt und zog mich fort. Wie immer, so hatte ich auch jetzt das Gefühl, daß mir in Giacomos Nähe nichts passieren könnte. Ich ließ mich beruhigt von ihm ziehen und war neugierig, was er nun wohl anstellen würde.

Wir gingen über die breite Tiberbrücke. Am anderen Ufer standen die Taxi. Giacomo winkte eine großspurig heran; wir stiegen ein und fuhren davon. Mir war nicht wohl zumute. Ohne einen Pfennig Geld in ein Auto zu steigen, nicht allein den Heimweg, sondern noch eine kleine Rundfahrt anzuordnen — das hatte ich noch nicht erlebt. Giacomo hatte sich mit der Geste eines Petroleummagnaten ins Polster geworfen. Wir flogen unter strahlenden Bogenlampen dahin: ich konnte dieses zweifelhafte Abenteuer nicht mehr aufhalten. Giacomo hatte die Sache eingefädelt — also trug er allein die Verantwortung. Häuser mit prächtigen Fronten flogen an uns vorüber, rauschende Blumen, Straßenzüge voll Lärm und Menschengewoge. Die Zeit verging zu rasch! Plötzlich hielt der Wagen vor der Spanischen Treppe, dem Ziel unserer Fahrt. Schnell stieg ich aus und fühlte ein feiges Herzklopfen. Ich dachte, daß jetzt auch Giacomo aus dem Wagen stürzen würde, um in hastiger Flucht mit mir das Weite zu suchen. Aber der hatte keine Eile. Geruhsam las er den Fahrpreis ab und zog umständlich nach Art korpulenter Herren seine Brieftasche.

„Per bacco!" hörte ich ihn plötzlich fluchen.

Er sprang in großer Erregung aus dem Wagen. „Licht, Kerl!" schrie er plötzlich. „Machen Sie schnell Licht im Wagen — Streichhölzer her! Ich habe einen Hundertlireschein im Wagen fallen lassen. Donnerwetter — schnell, schnell!"

Der Chauffeur, als Gauner Giacomo ebenbürtig, gab Gas und sauste mit seinem Wagen und dem vermeintlichen Hundertlireschein davon. — „Gewonnen!" schrie Giacomo und brachte mich die Treppe hinauf zu meiner Pension. „Siehst du, das nennt man corriger la fortune, das Glück lenken!"

Geschichten vom Geld

Einkommen und Auskommen.

Die beiden Kollegen unterhielten sich über ihre Finanzen.

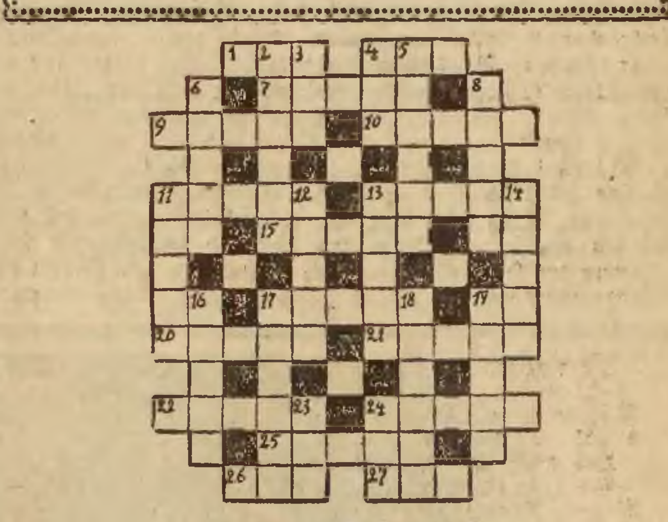
„Ich weiß nicht, ich kann noch so sparsam sein, mich noch so einteilen, ich komme nie mit meinem Einkommen aus. Wie teilst du es nur ein, kannst du mir das nicht mal erklären?" meinte Müller.

„Paß auf", lächelte Schulze, „ich werde dir jetzt erklären, wie ich es mache: Dreißig Prozent gebe ich für die Wohnung aus, dreißig Prozent für die Kleidung, vierzig Prozent für Essen und zwanzig Prozent für Vergnügen."

Müller schaute ihn überrascht an: „Aber mein Lieber, das macht doch 120 Prozent!"

„Ja, das ist wahr!" meinte seelenruhig Schulze.





Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. deutsches Bad, 4. Tiername der Fabel, 7. Monat, 9. weiblicher Vorname, 10. Hiebwaffe, 11. Hausvogel, 13. Metall, 15. Hülsenfrucht, 17. ehemaliges ostpreußisches Gebiet, 19. Rinderart, 20. Bote des Himmels, 21. finnischer Langstreckenläufer, 22. Reihe von Fortsetzungen, 24. Baum, 25. Fehllos, 26. Brennstoff, 27. metallhaltiges Mineral.

Senkrecht: 2. Seemacht, 3. Stadt in Belgien, 4. Teil des Auges, 5. Dichtungsart, 6. Münze, 8. Element. 11. Gräserart (Vogelfutter), 12. männlicher Vogel, 13. rheinische Industriestadt, 14. berühmte Filmdiva, 16. Schiffsgerät, 17. heilige Stadt der Mohammedaner, 18. Reformator, 19. brauner Farbstoff, 23. Produkt des Winters, 24. Göttin.

Auflösung des Gedankentrainings „Schnellrechnen"

Die Zahlen sind so zu ordnen:

2	9	5	8	2	3	1
5	1	4	5	3	2	9
2	4	7	5	1	6	8
8	5	3	2	7	4	1
6	2	1	0	6	9	9
4	1	4	6	4	1	5
3	8	6	4	2	5	2

Die Hinrichtung der Chinesen

Von Wladimir Jurejanskij.

Diese kurze eilige Geschichte habe ich von einem mir fast unbekannten Menschen gehört, einem Manne mit müden blauen Augen — bei Tage, während der Arbeit, im offiziellen Amtsmilieu — und mit Erstaunen habe ich gesehen, wie schnell menschliche Augen verblassen können, ausbleichen daß sie fast weiß werden. Die blaue Farbe, die aus irgendeiner tiefen innerlichen Angst entstanden war, ging im Laufe der Erzählung nach und nach in ein trübes Opal voller Unruhe über, bis die immer größer gewordenen Augen blaß wurden wie Seerosen.

Durch das offene Fenster drang der Lärm der Stadt, die siedende Bewegung des Lebens. Auf dem Tische lag eine Zeitung mit Nachrichten über die tragischen Ereignisse in China, mit Mitteilungen über Morde, serienweise Erschießungen mittels Maschinengewehr, unerhörte Mißhandlungen.

Der Mann las das und die Runzeln auf seiner Stirn begannen qualvoll zu zittern. Einen Augenblick schwieg er noch und starrte mit großen, blicklosen Augen in das offene Fenster, dann begann er mit leiser, hohlklingender Stimme:

„Ein merkwürdiges Volk. Ganz ungewöhnlich .. Ich habe ungefähr zehn Monate in China gelebt. O, wir kennen sie gar nicht! Die Mehrzahl von uns hat von den Chinesen nur ganz verschwommene Vorstellungen. Ich habe dort unter anderem eine Hinrichtung gesehen. Ich begreife nicht, wie ich zu diesem Schauspiel gekommen bin; aus jugendlicher Neugierde gewiß, ich war damals 23 Jahre alt, es war 1905. Jemand in meinem Hause sagte: „Heute werden sechs Chunchusen hingerichtet. Wollen wir uns das ansehen?“ Und ich ging mit den anderen. Dann konnte ich einige Tage lang nichts essen und über einen Monat schlief ich nicht.

Stellen Sie sich nur vor: ein Brachfeld hinter der Stadt — etwa einen halben Kilometer von der letzten Gasse entfernt — vielleicht war es eine Rennbahn, vielleicht auch etwas anderes. Es war im Sommer, mittags oder schon gegen ein Uhr. Ich weiß nur noch, daß es sehr heiß war. Der Sand unter den Füßen brannte durch die Sohlen. Eine riesige Menschenmenge füllte den Platz. Immer näher drängten sich die Menschen an den verhängnisvollen Kreis, krochen sogar auf die vereinzelt dastehenden Bäume, um nur ja nichts von dem bevorstehenden Schauspiel zu versäumen. Es war mir immer schon nicht ganz geheuer, wenn ich Krähen sah, die mit schwarzen Klumpen einen Garten oder ein Wäldchen übersät hatten. Aber Bäume, auf denen fieberhaft zusammengedrängte Menschengestalten aufgereiht sind, das ist ärger, das ist grauslich. Ja.. Und dann ein ewig unvergeßliches Bild. In der Mitte, in dem von allen Seiten dicht geschlossenen Kreis, stehen sechs Chinesen, bis zu den Hüften nackt, die Füße in schweren Holzklötzen; keine Möglichkeit zu entkommen, nicht einmal eine Bewegung der Verzweiflung war denkbar. Und ringsherum in der ersten Reihen Ausländer: Engländer, Amerikaner, Franzosen in schneeweißen Anzügen. Alle möglichen Korrespondenten mit Kodaks, mit offenen Schreibblocks, mit hastigen Bleistiften lagen auf der Lauer. Der Henker, ein großer breitschultriger Chinese, wie vollgegossen mit Kraft, trug ein gelbe Lederschürze. Auf seiner Schürze waren noch Spritzer von altem, braun gewandenem, geronnenem und ausgetrocknetem Blut zu sehen. Vor den zur Hinrichtung Bestimmten schleifte er sein Schwert. Bange, unglaubliche Stille herrschte. Kein Laut, kein Ruf, kein Gespräch — vollkommenes Schweigen. Nur das Zischen des Schwertschleifens. Das Schwert war schwer, am Griff schmäler, gegen die Spitze zu breiter, etwa vier Zoll breit. Der Henker prüfte mit dem Finger die Schärfe der Klinge.

Die Gesichter der Verurteilten sind stumm. Sie sind dem Henker zugewandt und sehen unter den Lidern hervor die Klinge an, die Klinge, die sie anzieht und festhält. In diesem Augenblick sah ich plötzlich, daß ich einen der Verurteilten kannte. Das war doch „Liang, der Wäscher!“ fiel mir ein. Das betäubte mich gänzlich. Unerträgliche Erregung bemächtigte sich meiner. In dieser Sekunde flammt in meinem Gedächtnis die ganze Geschichte Liangs auf. Er hat für alle in unserm Hause die Wäsche gewaschen. Er hat wundervoll gewaschen; solche Reinheit habe ich nie wieder gesehen. Er wußte ganz ungewöhnlich zu lächeln, sehr weich und verlegen, fast mädchenhaft. Vielleicht aus diesem Grunde hatte man ihm ganz große Haufen Wäsche anvertraut. Dann geschah etwas Gräßliches. Wildes. Bei dem englischen Oberst, der in der mir benachbarten Wohnung hauste, verschwanden aus der Küche silberne Löffel. Ich weiß nicht wieso warum und auf Grund welchen Verdachtes jemand dem Oberst einredete, der Diebstahl sei das Werk Liangs gewesen, der auch des Obersten Wäsche gewaschen hatte. Und Liang verschwand spurlos, als wäre er nie dagewesen. Man sagte uns, daß er verhaftet worden sei. Wir sprachen darüber, empörten uns über die unbegründete Verhängung der Haft, aber unter der Arbeit und den Sorgen des Alltags vergaßen wir darauf. Und da plötzlich das Brachfeld des Todes — Chunchusen — Liang — der Henker — das Schwert... Warum hat man ihn wie die Chunchusen verurteilt? Wer hat verurteilt? Warum eine so unglaubliche Strafe? Man wußte nichts.

Meine Gedanken verwirrten sich. Der blendend weiße Kittel des bestohlenen Obersten schimmerte zu mir herüber, ich erstarrte in Erschütterung und Verzweiflung. Und der Henker prüft immer noch das Schwert, schleift noch einmal nach. Dann ist er — bereit. In einer Reihe hintereinander läßt er die Opfer niederknien, im Abstand von drei Schritten hintereinander. Dann befiehlt er, die Hände hinter den Rücken zu legen. Und fünf der Verurteilten, die Chunchusen, stellen sich schweigend und in ihr Schicksal ergeben in die Reihe. Selbst legen sie die Hände hinter den Rücken — nein sie waren nicht gebunden! Der Gehilfe des Henkers, ein Bursche von sechzehn Jchren, wirft die Zöpfe über den Kopf, um die Hälse freizumachen. In den Bewegungen der fünf in den Sand geknieten Chunchusen ist eine erstaunlich willenlose, mechanische Gehorsamkeit und Leblosigkeit. Nur der letzte, der sechste Verurteilte steht noch. Nur Liang unterwirft sich nicht. Er beginnt krampfhaft keuchend den Henker um irgend etwas zu bitten, er fleht ihn an: augenscheinlich will er ihn von seiner Unschuld überzeugen. Ohne hinzuhören, befiehlt ihm der Henker mit erbarmungsloser Schärfe, niederzuknien. Liang wird blaß, stumm, er erlischt, er gehorcht. Die Hinrichtung beginnt bei ihm, bei dem Letzten... Die vorderen sehen nicht, sie hören nur, wie sich der Tod ihnen Schritt für Schritt nähert. Jetzt nähert sich der Henker Liang. Er spreizt die Beine, um sich einen Halt zu geben. Plötzlich schwingt er das Schwert — trockenes Pfeifen des Stahles schneidet die Luft wie ein Blitz. Der Schlag fällt mit erschütternder Kraft. Der Kopf Liangs, kollernd und springend und mit dem Zopfe winkend, rollt wie eine Kugel zur Seite. Die hinten verkrampft gewesenen Hände lösen sich, der geköpfte Körper wirft sich blindlings nach vorn, als fiele er plötzlich. Aus dem Hals stürzt in breitem Strahl, wie aus einem umgeworfenen Kruge, Blut. Die Finger kratzen in konvulsivischem Zucken den Boden. Starr stehe ich da und sehe zu, was weiter geschieht. Der Henker tritt zum nächsten Verurteilten. Ein Schwung des vom Blut trüb gewordenen Stahls und der nächste Kopf rollt vor die Füße der Menge. Wieder dasselbe Bild. Beim vorletzten geschah das Unglaubliche. Der Henker schwang das Schwert. Der Kopf sprang ganz zum Rande des Kreises, der von der Menge gebildet wurde, und stellte sich aufrecht. Ich sehe daß die Augen in staunenden Bangen aufgerissen sind. Ein Mensch im Korkhelm, der vor mir steht, will den Kopf wegstoßen. Und nun ein erschütternder Augenblick: die Augen des Kopfes blicken in hilflosem Entsetzen den ausholenden Fuß an! Der Blitz des Bewußtseins glänzt aus den Pupillen. Einen Augenblick lang — dann schließen sich die Lider... Ein erschreckter Tritt und der Kopf fliegt zur Seite.“

Der Mann hatte erzählt und verstummte. Statt blauer Augen blickten mich zwei geweitete Seerosen an — riesig, schreiend, weiß bis zur Wildheit.

(Berechtigte Uebersetzung von B. Krotkoff und J. Kalmer.)

Die große Erbschaft

Von Peter Bissig.

Wo die Elbe ihrer Mündung zu immer breiter wird und, ein großer, grauer Strom, an den Werften, Kirchen und Häusern kleiner Orte vorüberrauscht, liegt das Blütenland Lühe. Die Deiche durchziehen es viele Kilometer weit; kleine und große Gräben durchschneiden den fruchtbaren Boden und zwischen diesen Wassern und den anmutigen Höhen der Deiche liegen die roten Häuser mit ihren weißen Balken, Strohdächern und farbenfrohen Gärten.

Der Bauer Claus Harm ist alt geworden in seinem Hause, das nicht gerade zu den größten und schönsten gehört. Er hat glücklich gelebt zwischen den Ernten und seine Kinder groß gezogen. Hans, der einzige Sohn, der ihm nach dem Kriege geblieben ist, wurde immer ein wenig verzogen, als die Mutter noch lebte, und daran ließ sich später nichts mehr ändern. Aber er ist, mit der Tochter des Bauern Jochen Klahm, mit der stillen und willensstarken Klara, versprochen. Zu Weihnachten wird wohl die Hochzeit sein, und die alten Bauern meinen, daß der Ungebärdige dann wohl mehr von der Landwirtschaft halten wird. Er liebt es, ganze Tage in der Gegend umherzustrolchen, trinkt mit manchen wenig netten Kumpanen in den Schenken und setzt lieber Städter über die Gewässer in seinem kleinen Boot, als im Stall und im Obstlande zu arbeiten. „Man macht sich so mehr dreckig, als es einbringt,“ sagt er gern und geht stolz umher in seinem schneeweißen Hemde.

Da kommt er doch eines Tages mit rotem Kopfe nach Hause und stürmt in die Stube. „Halloh, Vater!“ ruft er durchs Haus und findet ihn schließlich bei einer Tischlerarbeit im Stalle, „Mensch, was arbeitest du noch! Wir sind reiche Leute!“

„Doch, Jung!“ Der Alte zieht bedächtig an seiner Pfeife. „Was du spintisierst! Man wird doch nicht so einfach reich! Kein Taler schmeckt so gut wie der, für den man mit Schweiß bezahlt hat!“

„Alter, hör zu! „Hier steht es: die Erben des im Jahre 1843 nach Amerika ausgewanderten Peter Klüts mögen sich melden. Peter Klüt stammt aus Steinkirchen in Deutschland und hinterläßt als Teilhaber eines Chikagoer Schlachthauses über eine Million Dollar. Da in Chikago keine Erben auffindbar sind, so wenden sich Personen, die Anspruch auf den Nachlaß erheben, an . . . — folgt eine amerikanische Adresse. — Peter Klüts ist doch mit Mutter verwandt, ein Vetter, und wir sind seine Erben!“

„Jung, du snackst! Da sind noch Klüts in Finkenwärder und welche in Nienstedten, und wer weiß, wer sich alles melden wird . . .“

Klara ist herübergekommen, um die Kühe zu melken. Sie hat die Unterhaltung an der offenen Stalltür mit angehört, geht auf Hans zu und legt ihren Arm um seine Schulter. „Wir haben hier doch genug zum Leben, Hans — wollen wir dafür nicht dankbar sein?“

Unwirsch macht er sich los. „Ich fahre selbst nach Chikago. Wollen mal sehen, wer die Million kriegt — und was dann Ihr dazu sagt!“

Kein Zureden hilft, kein Bitten. Hans will seinen Kopf durchsetzen. Jene guten Freunde, die gern auf seine Kosten einen Schnaps trinken, verschaffen ihm eine Hamburger Adresse. Der Geldmann streckt ihm zweitausend Mark vor und läßt sich Sicherheit auf sein späteres Vatererbe geben, Dem kann nichts passieren, und Hans fährt im schönen neuen Anzuge hinaus in die Welt, um sich das Glück aus Amerika zu holen.

Er kommt nicht nach vier Wochen zurück, wie er es sich gedacht hat. Die amerikanischen Behörden verlangen alle erdenklichen Papiere; es liegen mehr als hundert Anmeldungen aus Deutschland vor, und alle, die Anspruch erheben, sind auf entferntere oder nähere Art mit dem reichen Verblichenen verwandt. Hans hält den Kopf hoch, bis sein Geld zu Ende geht. Dann muß er schreiben. Soll der Vater den Sohn mittellos im fremden Lande lassen? Er geht nach der Sparkasse und holt fast seine ganzen Ersparnisse, um sie dem Jungen zu senden, und wieder schwinden die Monate, Weihnachten kommt, und Klara sitzt allein bei den Alten. Ihr Verlobter hat nicht einmal geschrieben.

*

Weiß legt sich der Blütenschleier über Deiche und Täler. Der Fremde starrt entzückt auf diese herrliche Pracht und geht langsam den gewohnten Weg. Ist es nicht eine Rückkehr ins Paradies? „Um diese Zeit haben die Bauern nicht viel zu tun. Vor dem Hause des alten Claus Harm steht der Kaffeetisch mit der roten Decke in der Sonne, und Klara sitzt mit dem Schwiegervater daran. Das Radio macht Musik. Was hat denn nur Leo, der Schäferhund? Er springt den Deich hinauf und an einem fremden amerikanisch aussehenden Manne in die Höhe — Klara schreit auf: „Hans!“ — und da kommt er auch schon herunter, nimmt seine Braut in die Arme, küßt den alten Vater auf die rauhe Backe und bekommt auch eine Tasse Kaffee und ein Stück Altenländer Puffer.

Niemand fragt ihn nach seinen Erfolgen, und so beginnt er denn bald selbst zu erzählen.

„Ihr hattet recht,“ sagt er, „es war nichts mit dem Gelde. Es sind noch viele nähere Verwandte da, und am meisten Aussicht haben die, die am meisten für Advokaten ausgeben können. Ich wäre heute noch nicht geheilt, aber einer hat sich schon erschossen, weil sich seine Hoffnungen nicht verwirklichten; alle andern sind in Haß und Streit geraten — ein Dutzend Menschen leben in Chikago wie die Hunde und warten täglich auf dem Gericht auf die Auszahlung, die noch Jahre dauern kann. Da bin ich also wieder, und ihr könnt mich auslachen . . .“

Klara hält nur still seine Hand. Der Vater schmaucht bedachtsam die Pfeife. „Jung,“ sagt er nur, „du bist doch ein kluger Kerl, daß du als Erster von allen eingesehen hast, wie sinnlos es ist dem fremden Gelde, was man doch nicht kriegt, noch das eigene hinterherzuwerfen . . .“

„So faßt du es auf, Alter? Ihr war't immer zu gut zu mir! Ich habe in der Welt draußen wenigstens etwas gelernt: nichts ist schlimmer, als Monate ohne vernünftiges Schaffen zuzubringen, und darauf zu warten, von anderen reich zu werden. Und kein Stück Erde ist so schön wie dieses hier, meine Heimat. Ich habe noch was gelernt: der Bauer gehört nicht in die großen Städte, nicht auf die blanken Schiffe. Er stößt überall an mit seinen breiten Schultern und seinem harten Kopfe, und die andern sind doch gerissener als er. Nur eins können sie ihm ja alle nicht nachmachen, das, was du dein Leben lang getan hast. Vater: die Erde fruchtbar machen! Ich muß jetzt selber wieder verdienen, was ich unnütz hinausgeworfen habe. Da ist dieser blöde Vertrag mit dem Hamburger. Aber, glaub' mir — jetzt weiß ich, wohin ich gehöre, und Klara, hat mir wohl schon verziehen. Oder magst du mich nicht mehr, Mädel?“

„Ich wußte doch immer, daß du dein Wort hältst, Hans, und habe auf dich gewartet! Den Winter über hab' ich fleißig an der Aussteuer genäht . . .“

Hans trägt nicht mehr das weißeste Hemd. Aber wenn die Blütenzeit da ist, dann zeigen die Obstgärten der Harms die weißeste Pracht, und im Herbst bringen sie die größten Körbe voll. Klara lacht ihren Mann an und hat ihm verraten, daß sie auch fruchtbar sein wird . . .



Große Tage stehen in der Skatstadt Altenburg bevor

Der Skatbrunnen, das Wahrzeichen der durch ihre Spielkarten-Fabriken berühmten Stadt Altenburg in Thüringen, in der vom 4. bis 6. November der große 13. Skat-Kongreß tagt, zu dem 2000 leidenschaftliche Anhänger dieses alten deutschen Kartenspiels aus der ganzen Welt herbeiströmen.

Der Schuldner.

Mayer kommt strahlend zu seinem Gläubiger Schmidt, legt ein Bündel Zehnmarkscheine auf den Tisch und sagt: „Da haben Sie ihre 200 Mark zurück, und jetzt geben Sie mir gefälligst eine Quittung über den Betrag!“

„Moment“, repliziert Schmidt, „ich muß doch das Geld erst nachzählen.“

„Ach, warum wollen Sie sich die Mühe machen“, sagt Mayer, „schreiben Sie eine Quittung über 170, und die Sache geht in Ordnung.“

Schach in Port Said

Von K. Eschler.

Ich lernte ihn kennen in einem Straßenkaffee in Port Said. Er hatte ein Schachspiel vor sich stehen und spielte, wie man zu sagen pflegt, mit sich selbst. Hatte da englische, deutsche und französische Zeitungen liegen, in denen komplizierte Schachprobleme der Auflösung harrten. Mir fiel an dem Manne auf, daß er, was man heute selten findet, richtig türkisch aussah. Weißes Untergewand, brennend roter, langer Rock mit Goldstickerei, perlengestickte Sandalen an den nackten Füßen. Er war nicht mehr jung; durch den braunen Vollbart zogen sich weiße Streifen. Er kaute an seiner Nargileh, und seine Augenbrauen waren im Nachdenken über die Schachaufgaben zusammengezogen. Sein Blick sah aber nicht finster aus, nur nachdenklich.

Schon am Tage vorher hatte mir der französische Wirt, ohne daß ich ihn gefragt hatte, mitgeteilt, wer der Türke sei. Es war Hassan Urtas, ein ehemaliger Diener des Sultans. Man hatte ihn nach dem Umsturz in der Türkei pensioniert, und er verzehrte seine Pension, nach deutschem Gelde etwa 100 Mark, in Kairo oder Port Said, wie es ihm gerade gefiel. Er mußte während seiner Zeit am Hofe des Sultans sich ein kleines Vermögen erworben haben, denn er besaß, wie mir der Wirt mitteilte, ein Haus und einen Diener, einen taubstummen Neger, der stets mit untergeschlagenen Beinen vor dem Kaffee in Port Said saß, und an seinem Herrn hing wie eine Klette.

Eines Abends — der Türke hatte sich zwei Tage nicht sehen lassen, nahm ich, als er kam, Platz an seinem Tische. Er blickte mich erstaunt an, verneigte sich aber dann und führte seine rechte Hand zur Stirn, Mund und Brust. Ein Zeichen, daß ich ihm wenigstens nicht unwillkommen war. Im Hintergrund der Gaststube saßen Leute, die uns verwundert anblickten. An einigen Tischen, an denen türkische Matrosen saßen, murrte man sogar. Man ärgerte sich dort scheinbar, daß ich mich an den Tisch dieses Mannes gesetzt hatte, dem man allgemein einen hohen Grad von Achtung entgegenbrachte.

„Eine Partie Schach gefällig?", sagte ich auf Französisch und bot dem ehemaligen Diener eine Zigarette an. Er dankte mit erhobener Hand. Es war eine ganz feine, kleine weiße Hand, wie die einer Dame. Dann winkte er, und die braune Dienerin aus dem Sudan brachte das Schachbrett.

Menschen kamen in das Lokal. Matrosen, Fremde aller Nationen, Auslader von den Dampfern, eine Unmenge Frauen, aber sie wagten sich nicht an unseren Tisch. Sie drückten sich in die Ecken, denn der französische Wirt lief, die Hand am Mund, wispernd umher und erzählte den Leuten, daß hier der größte und bedeutendste Schachkampf ausgefochten werde, der überhaupt jemals auf Erden ausgefochten worden sei.

Ich wurde verlegen und unsicher. Beim Aufstellen der Figuren setzte ich die Pferdchen falsch, obwohl ich sie in meinem Leben tausendmal richtig gesetzt hatte. Aus purer Liebenswürdigkeit setzte Hassan Urtas seine Pferdchen auch falsch. Ich ärgerte mich darüber, weil es unangebrachte Höflichkeit war, zog den falschen Bauer an, manöverierte mit einem Springer, als wie ein eben aus einem Irrenhaus unheilbarer Entlassener, verpfuschte meinen rechten Eckturm und war nach sieben Zügen matt. Der Türke hatte gewonnen. Er hatte einen ganz eigenartigen Ausdruck um die Augen herum. Da waren zwei tiefe Falten, die zogen sich gegen das Kinn, und er hatte eine ganz eigentümliche Art mit dem linken Auge zu blinzeln.

Aber die zweite Partie gewann ich nach einer Viertelstunde. Hassan Urtal hatte einen Damenzug übersehen. Hatte seine Dame im Bereich meines rechten Läufers einfach stehen lassen. Und dann gab er das Spiel auf.

Es war spät geworden. Auf dem Podium des Lokales hatte sich eine Musikkapelle niedergelassen: Jazzband, drei Nigger darunter.

Polizei kam ins Lokal. Der Wirt verneigte sich dreimal vor den großen und kräftigen Kerlen. Sie hatten hohe, rote Feze auf den Köpfen und Kriegsmedaillen an der Brust.

„Noch ein Spiel?", fragte Hassan Urtas, hinter dessen Stuhl sich ein taubstummer Diener aufgepflanzt hatte.

„Ich spiele seit meinem sechsten Lebensjahr Schach!", sagte Hassan Urtas leise und nahm endlich eine meiner Zigaretten. „Ich war Haremsdiener dreißig Jahre lang, eine lange Zeit, und habe dort mit den Damen den ganzen Tag Schach gespielt. Sie haben entschieden Talent, das beweist ihr Läuferzug von vorhin. Aber Sie spielen zu wenig Schach."

Im Hintergrund des Lokals war eine Keilerei im Gange. Eine Stimme brüllte auf Deutsch um Hilfe. Ich eilte hin. Aber schon hatten die Polizisten Ordnung geschaffen. — Als ich zu unserem Tisch zurückkam, war Hassan Urtas verschwunden mit seinem Diener.

Und wie mir der französische Wirt unter großen Beileidsbezeugungen mitteilte, hatte er vergessen, seine Zeche zu bezahlen. Und ich, der ich sogar gegen ihn gewonnen hätte, möge doch so gut sein, und die Kleinigkeit begleichen. Kaum 12 Mark 50 mache die Sache aus. Und es sei doch im Grunde genommen ein armer Mann, der Hassan Urtas. Als ich mich weigerte, zu bezahlen, erhob der Wirt ein großes Geschrei, worauf sich die ägyptischen Polizisten näherten. Und ich bezahlte sofort. Auf der Stelle.

Wer einmal nach Port Said kommt, möge sich vorsehen. Nicht etwa allein vor Hassan Urtas. Der war noch der Harmloseste von der Gesellschaft, aber ich fürchte, auch er war ein Gauner! Trotz seines guten Schachspiels. Bloß war man bei mir nicht ganz an die richtige Adresse geraten.

Landtagskrach um Goethe

Er weigert sich, Rechnung abzulegen — Gütlich beigelegt — Abneigung gegen Buchführugn

Als im Jahre 1823 der neugewählte weimarische Landtag zusammentrat, war Goethe an der Spitze der sogenannten Immediatkommission für Wissenschaft und Kunst. Dieser Kommission stand ein jährlicher Betrag von 11 787 Talern zur Verfügung und der Landtag forderte nun eine Rechnungsablegung über diesen Betrag. Die erste und die zweite Aufforderung ließ Goethe unbeantwortet hingehen, bei der dritten bekam er einen „Wutanfall", daß man ihn für eine so lächerliche Summe zur Rechenschaft ziehen wolle. Als sich aber der Landtag beschwerdeführend an den Großherzog wandte, schickte Goethe endlich den gewünschten Ausgabenbericht ein. Er war lapidar gehalten und ist in seiner Form wohl ganz einzigartig. Noch nie ist einer Abgeordnetenkammer derart kurz und bündig Rechnung gelegt worden.

Die Rechnungslegung lautete ganz einfach: „11 787 Taler für Zwecke der Kunst und Wissenschaft eingenommen. 11 787 Taler für dieselben Zwecke ausgegeben. In Hochachtung: v. Goethe."

Als dieser Bericht im weimarischen Landtag vorgelesen wurde, brachen einige der Abgeordneten, die Sinn für Humor hatten, in lautes Gelächter aus und waren geneigt, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Nicht so aber die Mehrheit des Landtages, die sich brüskiert behandelt fühlte. Es kam ein Beschluß zustande, demzufolge der Landtag genaue Detaillierung der einzelnen Ausgabeposten verlangte, weil Bedenken bestünden, daß allzuviel für „Spielereien und unnötigen Luxus" ausgegeben worden sei. Dieser Beschluß wurde dem Ministerium übergeben, mit der Anheimstellung, beim „Geheimbden Rath" auf genauere Rechnungslegung zu dringen.

Trotzdem die Sitzungen des Landtages damals nicht öffentlich waren, sickerte ein Bericht über diesen Landtagsbeschluß bald in die Oeffentlichkeit durch und die Folge war, daß ganz Weimar von nichts anderem sprach. Goethe selbst soll, als er davon hörte, in rasenden Zorn geraten sein. Der Großherzog und die Großherzogin standen, trotzdem sie zugeben mußten, daß sich Goethe dieses Mal im Unrecht befand, auf seiten Goethes. Goethes englischer Biograph Lewes, der sich außerordentliche Verdienste um die Goetheforschung erworben hat, erzählt, wie die Großherzogin mit dem Landtagsmarschall Rücksprache nahm und ihm eindringlich vorstellte, daß man dem alten Herrn ruhig seine Eigenheiten lassen sollte. Es sei doch jedermann im Landtag überzeugt, daß das Geld auf gute und rechtmäßige Weise verwandt worden sei. „Außer über dem geschriebenen Rechte gibt es ja noch ein anderes Recht; das ist das Recht für Frauen und Dichter."

Damit war die Angelegenheit beigelegt, der Landtag verlangte keine weitere Rechnungslegung und bestand auch in den kommenden Jahren, solange Goethe noch an der Spitze der Immediatkommission für Wissenschaft und Kunst stand, nicht mehr darauf.

Goethe hatte zeitlebens eine ausgesprochene und betonte Abneigung gegen Rechnungen aller Art. Es gibt manch köstliche Anekdote, die diese illustriert. In Geldsorgen hat er sich eigentlich nie befunden, wenn Rechnungen kamen, wurden sie alsbald bezahlt. Auch gemahnt mußte der große Dichter öfters werden, aber selbstverständlich nur deshalb, weil er einfach davon vergessen hatte. Alles, was mit Rechnung und Buchführung zusammenhing, überließ er vertrauensselig anderen und ist dabei selbstverständlich nicht immer zum besten gefahren.

Daß es keineswegs geringe Summen gewesen sind, die Goethe noch bei Lebzeiten vor allem als schriftstellerische Honorare zuflossen, wird klar, wenn man erfährt, daß zum Beispiel die Cottasche Verlagsanstalt von 1795 bis zu Goethes Tod insgesamt 401 000 Mark an den Dichter abgeführt hat.

Närbchen

(Aus dem Russischen übertragen von Wanda Waldenburg.)

Alle haben den Sommer über miteinander gespielt, haben häufig miteinander gestritten, gedroht: „ich spiel' nicht mehr", und einige Minuten später schneiderten sie doch wieder zusammen Kleidchen für die Puppen, bauten ein Zelt auf dem Hofe, gründeten eine Bauernwirtschaft. Die dicke, rundbäckige Werka wird „Närbchen genannt, denn ihr Gesicht ist durchfurcht von großen Blatternarben. Sie hat ein gutmütiges Lächeln und ist von allen die geselligste. Gelegentlich eines Festtages erfahren die kleinen Mädchen, daß man sich in der Schule für den Unterricht eintragen kann. Sie huschen auseinander, waschen sich daheim, finden sich fein säuberlich gekämmt und gebürstet wieder zusammen und lenken gemeinsam ihre Schritte nach der Schule. In Stirnreihe schreiten sie daher mitten auf dem Fahrwege, mit der Miene Erwachsener. Wohl sind sie alle frohgemut, aber sie tragen geflissentlich Ernst und Wichtigkeit zur Schau, verspüren auch Lust, mit den Nacktfüßen den Straßenstaub hochzuwirbeln. Doch tapfer widerstehen sie der Versuchung.

Der Lehrerin vertrauen sie ihre Namen an, das Alter der Eltern. Auf dem Heimwege überlassen sie sich wieder ungehemmt ihrem kindlichen Frohsinn. „Nun sind wir eingetragen", verkünden sie mit Genugtuung sämtlichen kleinen Mädchen, die ihnen begegnen.

Der Sommer ist vorüber.

„Morgen geht's zur Schule" — Nun heißt's früh aus dem Bett." — „Wir gehen alle zusammen"; so verabreden sie sich am Vorabend des ersten Schultages.

Am Morgen geht ein feiner Regen nieder. Närbchen besitzt weder ein schützendes Gewand noch Schuhe. Die anderen Kleinen hüllen sich in große Umschlagetücher. Sie schleichen längs der Zäune hin: das schützt einigermaßen gegen das Ungestüm des Windes. Närbchen öffnet das Fenster. Wehmütig blickt sie den enteilenden Gefährtinnen nach. Da ruft die Mutter: „Mach das Fenster zu!", und Närbchen kriecht auf den Ofen. O, wie sehnt sie sich danach, daß morgen der Regen aufhöre, daß die Sonne wieder scheine, daß sie barfuß, wie sie ist, zur Schule laufen könnte!

Der Abend kommt und mit ihm die kleinen Freundinnen. Sie sagen Närbchen alles wieder, was die Lehrerin zu ihnen gesprochen hat. „Sie hat uns befohlen, zehn Hölzchen zu schnitzen. Und sie hat nach dir gefragt."

„Morgen früh kommen wir, um dich abzuholen."

Am Abend rupft Närbchen, ehe sie sich niederlegt, drei Reiser aus dem Besen. Daraus schnitzt sie neun schöne Stäbchen. Das zehnte muß sie noch einmal aus dem Besen rupfen, und sie schneidet das überflüssige Ende ab.

Auch am nächsten Morgen tröpfelt der Regen. Die Freundinnen lugen durch die Fensterscheiben. Auf dem Fensterbrette sitzt Närbchen. Aber die Mutter öffnet nicht. Sie winkt nur mit der Hand ab: „Werka geht nicht mit."

So wiederholt sich's Tag für Tag. Auf Regen folgt Frost. Fast täglich kommen die Kleinen gegen Abend zu Närbchen. Sie kosten es aus, sich ihrer Schulweisheit zu rühmen, zu berichten, wieviele neue Buchstaben sie erlernt haben, welche Ziffern sie schon zu schreiben verstehen. Die Schüchternheit und Hoffnungslosigkeit ihrer kleinen Freundin wird ihrer Ruhmsucht zum vermehrten Ansporn.

„Die Lehrerin hat versprochen, uns morgen eine schöne Geschichte vorzulesen." — „Wenn du innerhalb zweier Tage nicht da bist, wirst du aus der Liste gestrichen."

Eines schönen Tages, als in der Schule die Kinder in den Bänken sitzen, geht auf einmal die Tür auf. Barfüßig steht Närbchen in der Klasse. —

„Marja Wassiljewna, Närbchen ist gekommen."

„Wir haben schon zehn Buchstaben gelernt, und da kommt sie erst mit den Stäbchen an."

„Wozu sie sich überhaupt angemeldet hat!"

Die Lehrerin tritt vor Närbchen hin: „Für dieses Jahr ist's zu spät. Wir kennen schon viele Buchstaben. — Du kannst uns nicht mehr einholen. Magst dich für den nächsten Jahrgang eintragen." — — —

Die Stäbchen entfallen Närbchens Händen. — Die Rechte der Lehrerin fährt liebkosend über den Scheitel des Kindes: „Geh' nun, geh ... Stör' uns nicht!"

Närbchens Tränen fallen nicht auf den Boden; sie gerinnen in den zahlreichen Grübchen des narbenübersäeten Gesichtchens. Schweigend geht sie heim, ohne ihre Stäbchen. Hinter dem Dorfe fliegen die Dohlen auf und davon in die Steppe. Närbchen schaut ihnen nach; sie weint. Zum ersten Male geht es ihr auf, daß mit „Anmelden" noch nichts geschafft ist. Und sie grübelt darüber nach, was daraus werden soll, wenn die Freundinnen sie nicht mehr teilnehmen lassen an den gemeinsamen Spielen. Sie schreitet dahin, ohne auf den Weg vor sich zu achten, und stolpert über einen Maulwurfshügel ...

K. Akulschin.

Der Menschenfreund

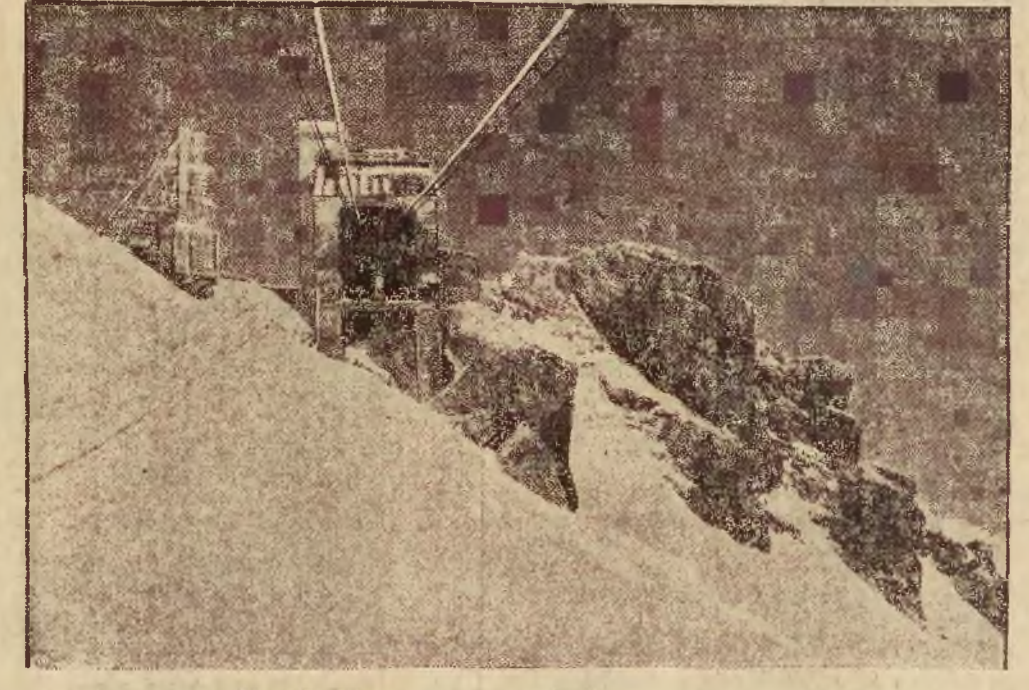
Stengel hatte ein gutgehendes Kolonialwarengeschäft. Eines Tages fing es an, schlechter zu gehen.

Stengel schob das auf die allgemeine Wirtschaftskrise. Bis er bemerkte, daß ihn außerdem sein erster Buchhalter betrog.

Stengel war ein Menschenfreund. Er wollte den jungen Mann nicht fürs Leben unglücklich machen. Also rief er seine Angestellten nach Geschäftsschluß zusammen und hielt ihnen eine Rede:

„Ich weiß, daß einer von euch mich um mein sauer verdientes Geld betrügt. Er ist erkannt. Ich bin ein Menschenfreund und will ihn nicht den Gerichten ausliefern. Aber ich erwarte von ihm, daß er sich von morgen an nicht mehr hier sehen läßt!"

Als Stengel am nächsten Morgen ins Geschäft kam, war keiner seiner Angestellten erschienen.



Auf der Zugspitze hat der Winter schon eingesetzt

Blick auf den Gipfelrand der Zugspitze mit der Endstation der Zugspitzbahn. Ueberall hat der erste Schneefall alle Hänge dort in winterliches Weiß gehüllt.

Ueber dem Abgrund

Von Axel Rudolph

„Denkt daran, was der alte Bergführer Barbaria uns gestern abend sagte!“ Klaus Melle nestelte zögernd und unschlüssig an seinem Rucksack. „Ich habe das Empfinden, daß er recht hat. Wir sollten für die Tour auf den Monte Cristallo doch lieber einen Führer mitnehmen.“

„Aber Klaus!“ Hilde Hertel lacht ihm fröhlich ins Gesicht. „Seit wann bist du denn ...?“ Das Mädchen bricht den Satz ab, aber dem langen Klaus schießt die Röte jäh ins Gesicht. Sein Freund, der kleine, zierliche Martin Köster, wirft den Rucksack über die Schulter und greift nach dem Eispickel. „Wir werden's schon schaffen, Klaus. Woher sollten wir auch jetzt in der Eile noch einen Führer hernehmen?“

Klaus Melle sagt nichts mehr, sondern marschiert mit den Freunden schweigend durch die stillen Straßen von Cortina. Vom Campanile schlägt es drei Uhr. Der Tag ist noch fern. Die kleinen Häuser der Aelpler und die großen Fremdenhotels schlafen noch. Auch die Berge, die ringsum am Horizont wie schroffe Zacken zum Himmel starren.

In weiten Windungen führt der Weg nach Tre Croci hinauf. Die drei schreiten langsam und bedächtig, mit dem sicheren, verhaltenen Schritt des Bergsteigers. Sind keine Neulinge mehr in den Bergen, der Klaus Melle und der Martin Köster. Alle Universitätsferien haben sie gemeinsam in den Alpen verbracht und ihr Wanderbuch weist schon manche Hochtour auf. Diesmal aber ist die blonde Hilde Hertel dabei, die Verlobte Martin Kösters.

Der lange Klaus hat gewarnt, als man die Besteigung des Monte Cristallo beschloß. Nicht, als ob die Hilde zur Familie der Talschleichen gehörte. Sie hat sich famos gehalten bei der ersten Hochtour im Karwendel ganz wie ein alter Alpinist, verwegen und doch besonnen und vorsichtig. Aber eine Hochtour in den Dolomiten ist etwas anderes als eine Besteigung der Viererspitze, und Klaus Melle hätte mit Rücksicht auf das Mädchen gern gesehen, daß man die Tour mit einem Führer gemacht hätte. Aber Hilde hat ihn ausgelacht, und nichts verträgt Klaus Melle schlechter, als von Hilde ausgelacht zu werden.

Von Tre Croci aus beginnt der Ernst, die Klettertour. Klaus nimmt die Spitze, Martin folgt und den Beschluß am Seil macht die Hilde. Längst haben sich die zackigen Dolomitengipfel gerötet. Ueber den Hochwäldern und Almen strahlt schon die Morgensonne. Aber hier oben im Fels weht ein scharfer, schneidender Wind. Fuß für Fuß, bedächtig und vorsichtig arbeitet Klaus Melle sich empor. Harte Arbeit, aber dafür winkt oben auf dem Gipfel auch der schönste Lohn: die Aussicht über die gewaltige Wunderwelt.

Etwa hundert Meter unter dem Gipfel gibt es eine Atempause. Hier kommt ein langgestrecktes, schmales Band, breit genug, daß man es aufrechtgehend passieren und von der Kletterei ausruhen kann. Und hier, gerade hier, geschieht das Unglück.

Martin Köster hat einen falschen Tritt gemacht, ein Stein löst sich unter seinen Füßen, so überraschend, daß er ins Wanken kommt. In Sekundenschnelle ist es geschehen: Ein erstickter Ruf Martins, ein heller Aufschrei Hildes — und Martin Köster stürzt in die schwindelnde, senkrechte Tiefe. Nein, das Schlimmste geschieht nicht. Hilde Hertel hat, als sie Martin stürzen sieht, sich geistesgegenwärtig rückwärts gegen die Felswand geworfen und das Seil blitzschnell um einen Felsvorsprung geschlungen. Aber Klaus, der voranging und nicht sehen konnte, was hinter ihm geschah, ist vom Sturz mitgerissen worden.

Nun pendelt sein langer Körper hilflos und schweratmend am Seil über der Tiefe. Ueber ihm hängt sein Freund Martin. Klaus kann ihn gerade noch sehen, wenn er den Kopf weit in den Nacken wirft. Und oben auf dem schmalen Felsband, unsichtbar für die Abgestürzten, umklammert Hilde Hertel verzweifelt das Seil. Bei dem Gedanken wird der von dem Sturz verwirrte Kopf des langen Klaus plötzlich wieder klar. Um Gottes willen! Wenn sie sich nicht losgebunden hat, stürzt sie rettungslos mit ab, sobald ihre Kräfte erlahmen.

„Hilde!“ schreit der lange Klaus nach oben, „losbinden!“

„Binde los.“ Es kommt von oben eine heise Stimme zurück. „Aber macht schnell. Lange kann ich euch nicht mehr halten!“

Bleischwer tropfen die Sekunden. Klaus Mellas Gedanken arbeiten fieberhaft, seine Augen schweifen nach allen Seiten. Keine Möglichkeit, sich emporzuarbeiten. Tief, tief unten liegen die weißen Häuser von Cortina. Rechts steigt in furchtbar senkrechter Steile die Wand des Piz Popena empor, ganz oben in der dunkelblauen Luft ziehen wie Gespenster weiße, rauchförmige Wolkenfetzen.

„Stillhalten, Martin!“ Der Freund über Klaus strampelt erregt und sucht mit den Füßen die Felswand zu erreichen. Gibt es dann verzweifelt auf.

„Klaus“, stöhnt Martin Köster, „das soll nun das Ende sein?“ Fast wie ein Weinen klingt die Stimme.

Der scharfe Wind reißt die Worte fort. Klaus Melle aber hängt dem letzten nach. Die Hilde! Der lange Klaus hat sie geliebt mit der ganzen, reinen Liebe seines großen Jungenherzens. Aber er hat nie etwas davon gesagt. Natürlich nicht, Hilde Hertel ist die Braut seines Freundes, des lieben kleinen Kerls, der alle Freuden und Leiden der Gymnasiasten- und Universitätszeit getreulich mit ihm gelebt hat. Klaus hatte es selbstverständlich gefunden, daß die blonde Hilde den zierlichen, hübschen, lustigen Martin liebt und nicht ihn, den schwerfälligen langen Schlagetot. Und nun ...?

Das Seil lockert sich ein wenig, strafft sich wieder mit scharfem Ruck.

„Hilde“, schreit Klaus, den Kopf zurückwerfend. „halte fest“!

Wie aus unendlicher Ferne kommt die Stimme zurück. „Ich halte ja. Aber ich .. ich .. kann. nicht .. mehr .. lange!“

Klaus Melles Gedanken jagen. Das Seil ist bester Manila. Das hält. Aber die Kräfte des Mädchens müssen erlahmen ... Den kleinen Martin würde sie vielleicht emporziehen können. Aber niemals außerdem noch ihn selbst. Ein Wunder überhaupt, daß sie das doppelt beschwerte Seil noch zu halten vermag!

„Leb wohl, Hilde!“

Klaus Melle hat einen Entschluß gefaßt. Vorsichtig läßt er mit einer Hand das Seil los, tastet nach seiner Rocktasche. Wo ist denn das Messer? Ein Reißen mit den Zähnen: die blanke Klinge springt auf.

„Hallo, Hilde“, schreit Klaus Melle nach oben. „Paß auf! Gleich wird das Seil leichter werden! Dann ziehst du, was du kannst, verstanden!“

„Ja Klaus“, kommt es gepreßt, keuchend zurück.

„Zieh wie der Teufel, sobald du fühlst, daß das Seil leichter wird“, ruft Klaus noch einmal. Unter den Messerschnitten splittern die Fasern des Seils.

„Klaus, was tust du?“ schreit Martin Köster entsetzt auf. „Nein! Nein!“

„Grüß die Hilde ..“

Ein jäher Ruck und Klaus Melles Körper saust in die Tiefe, während sein Freund halb ohnmächtig in der Seilschlinge hängt.

Hilde Hertel weiß nichs davon, was unten geschieht. Sie fühlt nur plötzlich, daß die Last leichter wird und bietet ihre letzten Kräfte auf, die Abgestürzten emporzuziehen. Es gelingt. Ein paar zerschundene Hände klammern sich um die Kante des Abgrunds, ein schweißnasser Haarschopf taucht auf. Keuchend zieht das Mädchen den Abgestürzten über die Felskante, starrt dann totenbleich auf das zerrissene Seilende.

„Um Gottes willen, Martin! Wo ist denn . . . Klaus!“

Martin Köster antwortet nicht, sondern vergräbt sein Gesicht in den Händen. Minuten vergehen. Zitternd hält das Mädchen das abgerissene Seil in den Händen. „Das ist doch durchgeschnitten“, geht es ihr mechanisch durch den Sinn und im nächsten Augenblick kommt ihr die Erkenntnis, was da unten geschah. Hell aufweinend bricht sie auf dem schmalen Felsband zusammen.

„Hallo! Hallooo!“

Klingt eine Geisterstimme aus der Tiefe? Aeffen die übererregten Nerven? Nein, jetzt klingt es wieder, ganz deutlich:

„Hallo! Martin! — Bist du oben?“

Die beiden jungen Menschen fahren auf, Martin Köster stürzt an den Felsrand, beugt sich halbleibs darüber hinaus. „Ja, Klaus, ja! Aber du! Du lebst!?“

Ein Lachen klingt von unten her, die wohlbekannte, etwas gepreßte Stimme Klaus Melles: „Natürlich, Martin! Ich sitze hier wohlbehalten auf einem Felsvorsprung. Hab mir nur den Fuß etwas verstaucht. Ihr könnt den Vorsprung von oben nicht sehen. Das überhangende Gestein verdeckt ihn. Aber geht mal weiter nach rechts das Band lang. Ihr müßt schon herunterklettern und mich ein wenig stützen!“

Es ist wirklich so. Keine fünf Meter ist Klaus Melle gestürzt, bis sein Körper aufschlug. Erst war er verwundert, wie eben ein Mensch verwirrt ist, der in die Ewigkeit zu stürzen glaubt und sich plötzlich auf einem Felsvorsprung sitzen findet.

Während oben hastige Schritte über die Felsen davonklirren und kleine Steine in die Tiefe sausen, blickt Klaus Melle nachdenklich hinab in die bodenlose Tiefe, um die der weiße Nebel brodelt. Jetzt hasten die Schritte die Rille herunter. Da ist der Freund! Schluchzend wirft sich Martin Köster in die Arme des Totgeglaubten. Und da ist auch Hilde Hertel! Ihr Gesicht ist noch bloß vor Aufregung, aber aus ihren Augen bricht ein Strahlen, als sie Klaus Melles Hände faßte.

„Ich kann mir nicht helfen, Klaus“, stößt Hilde atemlos hervor, „aber was du da getan hast, das war . . .“

Klaus Melle wendet sich verlegen ab. Sein Antlitz ist mit Blut übergossen.

„Unsinn“, lügt er, seine Hände lösend, „ich — ich konnte ja die ganze Zeit dies famose Plateau unter mir sehen!“

Schaum

Von Walter Leistikow.

Ein mittlerer Beamter, ein Rat und ein Geheimrat trafen sich während ihrer Urlaubszeit in einem Ostseebade, in dessen äußerster, fast abseits gelegenen Villa jeder von ihnen ein Zimmer mit Morgenfrühstück innehatte. Sie wohnten also privat, und privat wollten sie auch leben. Sie wollten weder ein mittlerer noch ein rätlicher noch ein höherer Beamter sein, sondern sozusagen nur Querschnittsbeamte.

Die drei waren die einzigen Gäste der Villa. Morgens frühstückten sie an einem runden Gartentische, an dem sie auch das meist selbstbesorgte Abendessen verzehrten, zu dem ihnen die Wirtsleute Milch und ähnliche Querschnittsgetränke lieferten. Am Tage gingen sie spazieren, badeten, lagen am Strande oder in den Dünen und sahen in den Himmel hinauf, der ihnen zum Symbol ihres Querschnittslebens wurde; denn er zeigte weder ein „mittleres“ noch ein „rätliches“ noch ein „höheres“, sondern einfach ein konstantes sommerliches, wolkenloses Blau, wie es seit Erschaffung der Gattung „Sommerfrischler“ in der Art „Mensch“ deren einziges Sehnen und Glück bedeutet.

So weit war alles in bester Harmonie und wäre auch ohne Dissonanzen verklungen, wenn nicht an dem ersten trüben, wolkenschweren Tage — das Wetter symbolisierte gewissermaßen die kommenden Ereignisse — die Ehefrauen des Beamtentrios eingetroffen wären, welche, als sie von der Geburt des Sommerfrischenbeamtentums hörten, durchaus nicht mit solcher Sonnenidee einverstanden waren, sondern ihren Mänern heftige Vorwürfe machten, freilich nicht öffentlich laut, sondern in Stunden verschwiegener Zweisamkeit. —

„Du bist Geheimrat! Sie müssen dich respektieren,“ räsonnierte die Geheimrätin. „Du mußt es sie fühlen lassen, daß sie unter dir stehen! Nur so wirst du reif zum „Wirklichen“.

„Du bist Regierungsrat! Er hat dir Achtung zu erweisen!“ — „Ja,“ wagte der also Getadelte einzuwenden, „was nützt diese Plus-Achtung, wenn sie durch den dann notwendigen Respekt gegen den Geheimrat aufgehoben wird und ich nach wie vor auf dem regierungsrätlichen Nullpunkt verharre!“ — „So? Als Nullmeridian schätzest du dich ein?“ höhnte die Gattin, die teure. „Was schert dich das „Unterland“! — Ueber dich schau! — Und,“ fügte sie flüsternd hinzu, „ein „Ober“ vor deinem Titel ist doch wohl eine Verbeugung wert!“

„Sei kein Narr, Albert!“ ermunterte Frau Obersekretär Wahnkopf ihren Gatten. — „Mach dich beliebt! — Das ist das beste Mittel zum Rechnungsrat! — Bedenke, ich bin dann Frau Rätin!“ — — —

Das idyllische Sommerfrischenquerschnittsbeamtentum hatte den Todesstoß erhalten. Fortan bediente Frau Obersekretär Wahnkopf beim Frühstück und beim Abendessen zuerst das geheimrätliche und dann das regierungsrätliche Ehepaar, während Obersekretär Wahnkopf — Rechnungsrat in spe — den beiden Räten eifrigst kleine Gelegenheitsdienste erwies. — „Steck dir stets Streichhölzer ein!“ sagte an einem Spätabend Frau Wahnkopf zu ihrem Gatten.

„Wozu, Liebste, ich bin doch Nichtraucher!“

„Aber Albert! Dir fehlt wirklich die Qualifikation zum Rechnungsrat! Wenigstens mir zuliebe nimm Dich zusammen! Hast du nie das Versagen des geheim- und regierungsrätlichen Feuerzeuges bemerkt? Du schüttelst den Kopf? Ach, ihr Schemelmenschen! Eure Schreibtische sind euer einziges Blickfeld! Nie hebt ihr den Blick! Ihr verdorrt an Papier und Holz und werdet schal wie blasse Tinte!“

„Aber, Ilse!“ Wahnkopf versucht eine Rechtfertigung. „Was geht einen tüchtigen Menschen der blaue Dunst ...“

„So? — Blauer Dunst sagst du? — Rechnungsrat werden nennst du „blauer Dunst“? Was heißt tüchtig! — Situationen ausnützen! Diese Villa könnte die Geburtsstätte unserer Zukunft werden — — — aber du bist und bleibst ein Wahnkopf!“ — Damit drehte sich Frau Ilse auf die rechte Seite, schlief seufzend ein und träumte lächelnd einen rechnungsrätlichen Traum. —

Zur gleichen Zeit malte Frau Regierungsrat Oberwill ihrem Gatten die Vorzüge einer Titelerhöhung aus. „Was ist ein Mensch, wenn er nicht das Wort „Ober“ als Attribut in seiner Amtsbezeichnung hat! Nirgends hat er Achtung, Ansehen, Einfluß und — Kredit! Jawohl, Kredit, Emil!“

„Mir scheint, daß das Wort „Ober“ überlebt ..“

„Weltfremder du,“ wies ihn seine Gattin zurecht. „Ein Titel ohne „Ober“ ist wie ein Mensch ohne Kopf, wie ein Schiff ohne Steuer! Vorwärts Emil, heißt die Parole! Und selbst das Wort „Ober“ darf nur ein Sprungbrett sein! Aber du bist und bleibst eben ein Krebs!“ Damit drehte sich Frau „Ober“ in spe auf die rechte Seite und lag bald im Oberarm des Oberschlafgottes, dessen Oberengel die Schlummernde mit holden Oberträumen umgaukelten.

Und genau zur gleichen Zeit ereiferte sich Frau Geheimrätin Gertraude: „Was heißt „Geheim“? Lächerlich, solch Titelchen! Nur die Wirklichkeit ist das Gegebene. — Daran glaubt die Welt und respektiert es!“

„Elise, ich bin nie ein Titeljäger ...“

„Ich weiß! Ich weiß! Du warst stets ein Titel-Bewahrer und wärest wohl gar mit der Anrede „Sekretär“ zufrieden!“ — Und sie drehte sich auf die rechte Seite, und „wirkliche“ Engelexzellenzen umgaukelten sie mit „wirklichen“ Traumgebilden. — — —

In der Frühe des nächsten Tages gingen die drei Ehepaare zum gemeinsamen Bade an den Strand. Ein Sturm peitschte die Wellen, die brausend und schäumend am Ufer zerschellten. Man drehte die Strandkörbe gegen den Wind und entkleidete sich, gymnastete und stieg in die See, deren Wogen mittlere, regierungsrätliche und geheimrätliche Brüste mit gleicher Kraft und mit gleichem Schaum umsprühten. Man reichte sich die Hände, hüpfte den heranrollenden Wogen entgegen und ließ sich unter ihren Zusammenstürzen begraben. Und seltsam! In der Weite der brodelnden, gischtenden, großartigen Brandungssymphonie verstummten die titelheischenden Stimmen engherziger Menschenbrüste. Man vergaß „Ober“- und „wirkliche“ Träume im Anblick wirklicher grandioser Schöpfung! — — —

Zwei Wandervögel wanderten fürbaß am Strande entlang und sahen die froh sich Tummelnden. Die beiden wußten nichts von Titeln und den Jagden nach ihnen. Sie kannten nur Sonne und Freiheit und die Akkorde der Ewigkeit, die in allem Seienden sie umbrausten.

Der eine richtete seinen Photoapparat auf die Gruppe der Badenden. Im gleichen Augenblick stürzte ein Sonnenstrahl in die wellende Flut, die aufblitzte wie edles Kristall.

„Die haben wir geschnappt,“ sagte der Junge zu seinem Kameraden, „und als Unterschrift nehmen wir: Familie Lehmann im Bade!“ — — —

Das Rathaus von Michelstadt

einem kleinen Städtchen im Odenwald, das bereits 711 [illegible] Christi genannt wird.

Pleite.

„Wie geht's dir denn, Emil?“

„Ach, ich habe Pleite gemacht.“

„Dann kann's dir doch gar nicht so schlecht gehen — bei einer Pleite bleibt doch in heutigen Zeiten immer etwas hängen!“

„Nein wirklich — ich besitze keinen Heller mehr.“

„Dann hast du dich falsch ausgedrückt: „Dann hast du nicht Pleite gemacht — dann bist du pleite!“

Laurahütte u. Umgebung

=g= **Silbernes Ehejubiläum.** Der Hausbesitzer Friedrich Bienek und seine Ehefrau Anna von der Kohlenstraße 8 in Siemianowitz feiern am heutigen Sonnabend, den 12. November, das Fest der silbernen Hochzeit. Wir gratulieren.

Heute heiterer Abend der deutschen Theatergemeinde. Die deutsche Theatergemeinde eröffnet am heutigen Sonnabend die Spielsaison mit einem heiteren Vortragsabend des renommierten Vortragskünstlers Emil Kühne, Berlin. Emil Kühnes Kunst ist recht vielseitig. Lieder zur Laute, heitere Rezitationen u. a. sind seine starken Seiten. Den Besuchern stehen darum einige frohe Stunden bevor. Die Veranstaltung findet im früher Generlichschen Saale statt und beginnt um 8 Uhr.

Apothekendienst. Am Sonntag, den 13. November versieht die Barbaraapotheke auf der Beuthenerstraße den Tag- und Nachtdienst. In der kommenden Woche bis zum 20. d. Mts. hat die Stadtapotheke Nachtdienst.

Winterkohlen für Erwerbslose und Arme? Wie wir erfahren, beabsichtigt der Magistrat Siemianowitz auch in diesem Winter die Arbeitslosen und Ortsarmen mit Winterkohlen zu versorgen. Wann die Kohlenverteilung vor sich gehen wird, steht noch nicht fest. Zunächst werden wohl die notwendigen Vorarbeiten, zwecks Erfassung der Arbeitslosen und Armen, eingeleitet werden müssen. m.

Achtung Verkehrskarten. Bis zum 15. November sind die Verkehrskarten mit der Nr. 75 001 bis 87 500 zur Verlängerung beim Magistrat einzureichen. Vom 16. bis 30. November folgen die Nr. 87 501 bis 100 000. Bei der Einreichung ist die festgesetzte Gebühr von 2,50 je Karte zu entrichten.

=g= **Ein gerissener Schwindler endlich gefaßt.** Der Polizei gelang es, einen langen gesuchten Betrüger endlich zu fassen. Am 14. Juli d. Js. erschien bei dem Tischlermeister Albin Ziaja in Siemianowitz ein Mann, der sich als Baumeister aus Dombrowka, Kreis Bendzin, ausgab und bei ihm Türen und Fenster für einen Neubau im Betrage von 45 000 Zloty bestellte. Dann erklärte er dem Meister, dieser müßte ihm 45 Zloty für die Stempelgebühren bezahlen, was dieser auch tat. Beide fuhren dann zusammen nach Kattowitz, wo der „Baumeister" in der [illegible] Geld abheben wollte, um dem Z. ein [illegible] auf die Bestellung zu geben. In der Nähe der Bank verstand es der „Baumeister" sich mit den 45 Zloty zu drücken und kam nicht mehr wieder. Am Mittwoch dieser Woche wurde nun der Schwindler, ein gewisser Anton Gregorczyk, in Nieracz, Kreis Myszkow, wo er ähnliche Betrügereien ausgeführt hat, festgenommen und in das Gerichtsgefängnis eingeliefert.

Grubenunfall auf Baingowschacht. Gestern zur Tagschicht wurde auf Baingowschacht der ledige Bergmann Glogowski von herabstürzender Kohle getroffen und erlitt ernste Verletzungen. Der Verunglückte wurde von seitlich überhängenden Kohlenmassen, welche sich loslösten, auf einen Rutschenstrang geschleudert und trug unter anderen Verletzungen einen Armbruch davon. Er fand Aufnahme im Knappschaftslazarett Siemianowitz.

Radfahrer fährt in ein Personenauto. Am Mittwoch, nachmittags gegen 2 Uhr fuhr ein Radfahrer von der ul. Halera kommend in ein Personenauto, welches die ul. Wandy entlang fuhr. Trotzdem der Wagenlenker sofort abbremste, stieß der Wagen gegen den Radler, der im weiten Bogen weggeschleudert wurde. Der Radler erlitt kleinere Verletzungen, wogegen das Fahrrad demoliert wurde. Die Schuld an diesem Unglücksfall trifft den Radler. m.

=g= **Ein kaltes Nachtquartier.** Auf der Beuthenerstraße in Siemianowitz wurde gegen 11 Uhr abends ein stark betrunkener junger Mann beobachtet, der sich während des Gehens auszukleiden begann. Auf der ul. Stabika war er bereits bis auf das Hemd entkleidet und trug die Sachen auf dem Arm. Plötzlich überkletterte er einen Gartenzaun und legte sich im Garten zum Schlafen nieder. Leider konnte am nächsten Tage nicht festgestellt werden, wie ihm das kalte Nachtquartier bekommen ist, denn er war verschwunden.

=g= **Plötzlich erblindet und irrsinnig geworden.** Der 54jährige L. K. aus Siemianowitz war stark dem Trunke ergeben. Am Dienstag dieser Woche stellten sich nun die Folgen des Alkoholgenusses ein. Kurz nach dem Erwachen erblindet er plötzlich und einige Zeit später wurde er irrsinnig.

Bunter Abend des St. Agnesvereins Siemianowitz. Der St. Agnesverein Siemianowitz veranstaltet am Montag, den 14. November im Wietrzykschen Saale, abends 7 Uhr einen „Bunten Abend", zu welchem alle Parochianen herzlich eingeladen sind. Ein sehr reichhaltiges gut gewähltes Programm steht auf der Tagesordnung. Zur Deckung der Unkosten wird der geringe Betrag von nur 0.49 Zloty erhoben. m.

Von der evangelischen Kirchengemeinde. Der Jugendbund hält am Montag, den 14. November, 19½ Uhr, einen Singabend ab. — Am Mittwoch, den 16. November: Spielnachmittag des Jungmädchenvereins. Am gleichen Tage um 16 Uhr: Arbeitslosenvortrag der Männervereine Kattowitz. m.

Bau einer Kleinbahn-Wartehalle in Siemianowitz, eine Notwendigkeit. In verschiedenen Orten hat die Schlesische Kleinbahngesellschaft an den End- und Kreuzungsstationen Wartehallen, die im Winter geheizt werden, erbauen lassen. Von Siemianowitz aus verkehren bekanntlich die Straßenbahnen nach den Richtungen Kattowitz und Königshütte. Die Endstation befindet sich am Wochenmarktplatz (Hilgerplatz). Zwar hat in den letzten Jahren die Schlesische Kleinbahngesellschaft während der Winterzeit täglich einen Straßenbahnwagen, der tagsüber am toten Gleis stand und Unterkunft bot, in Siemianowitz anfahren lassen, doch entsprach dieser keinesfalls den erforderten Ansprüchen. Da nun der kalte Winter abermals vor der Tür steht, und die Siemianowitzer nicht gern bei Wind und Wetter auf die Straßenbahn draußen warten möchten, wäre es wohl nur vom Vorteil, wenn die Schlesische Kleinbahngesellschaft recht bald an geeigneter Stelle in Siemianowitz ein schmuckes Wartehäuschen erbauen ließe. m.

Gottesdienstordnung:

Katholische Kreuzkirche, Siemianowitz.

Sonntag, den 13. November.

6 Uhr: Für die Parochianen.

7.30 Uhr: Auf die Int. Wanot aus Anlaß der Silberhochzeit.

8.30 Uhr: Für verst. Mitglieder des deutschen Vin[illegible]vereins.

10.15 Uhr: Zum hl. Stanislaus auf die Int. des Jugendvereins.

Katholische Pfarrkirche St. Antonius Laurahütte.

Sonntag, den 13. November.

6 Uhr: für die Parochianen.

7.30 Uhr: für ein Jahrkind der Familie Simon und verst. Verw. Simon und Grzechnik.

8.30 Uhr: für verst. Vater Franz Wierczimok und verst. Odoj und Wieczimok.

Montag, den 13. November.

6.30 Uhr: für das Brautpaar Kordisch—Klimas.

7.15 Uhr: für ein Jahrkind der Familie Warzecha und Vater Krystek.

Evangelische Kirchengemeinde Laurahütte.

Sonntag, den 13. November (Buß- und Bettag).

9.30 Uhr: Hauptgottesdienst.

11 Uhr: poln Gottesdienst.

12 Uhr: Taufen.

Montag, den 14. November.

19.30 Uhr: Singabend im Jugendbund.

Sportneuigkeiten aus Siemianowitz

07 Laurahütte — Slovian Bogutschütz.

Auf dem 07-Platz steigt am morgigen Sonntag ein vielversprechendes Meisterschaftstreffen zwischen dem K. S. Slovian Bogutschütz und dem hiesigen K. S. 07. Die Einheimischen müßten die Punkte an sich reißen. Spielanfang 2 Uhr nachmittags. Vorher steigen Vorspiele.

Slonsk Laurahütte — Polizeiklub Kattowitz.

Der Polizeiklub Kattowitz wird am morgigen Sonntag mit dem hiesigen K. S. Slonsk auf dem Slonskplatz in Georgshütte die Kräfte im Verbandsspiel messen. Ein harter Kampf steht auf alle Fälle bevor. Beginn des Spieles nachmittags 2 Uhr.

Amateurboxklub Laurahütte nach Westdeutschland eingeladen.

Eine ehrende Einladung nach Westdeutschland erhielt dieser Tage der hiesige Amateurboxklub Laurahütte von S. C. Colonia Köln, der bekanntlich Anfang dieses Jahres vom A. K. B. für 3 Starts nach Ostschlesien eingeladen wurde. Vorgesehen ist dieses Tournee für Anfang Januar des nächsten Jahres. Die A. K. B.-Staffel dürfte dort 4 Starts absolvieren. Ein Zusammentreffen mit dem S. C. Colonia in Köln steht nicht vor; lediglich sollen die Laurahütter die Städte Bochum, Essen und Dortmund befahren. Um den westdeutschen Mannschaften einen guten Gegner in den Ring stellen zu können wird die einheimische Mannschaft durch einige Boxer des Polizeiklubs Kattowitz verstärkt.

Außerordentliche Mitgliederversammlung des Amateurboxklub Laurahütte.

Eine außerordentliche Mitgliederversammlung hat der Vorstand des Amateurboxklubs Laurahütte für Mittwoch, den 16. November, abends 8 Uhr, im Uherschen Lokal einberufen. Da auf der Tagesordnung die Westdeutschlandreise und die Weihnachtsfeier stehen, wird um vollzähliges Erscheinen gebeten. m.

Aus der Wojewodschaft Schlesien

Tätigkeitsbericht der Kommunalsparkassen in Schlesien

Der Verband der schlesischen Kommunalsparkassen veröffentlichte einen Tätigkeitsbericht der Kommunalsparkassen innerhalb der Wojewodschaft Schlesien, wobei auf die Wichtigkeit der Kasseninstitute hingewiesen wird. Etwa 100 000 Einwohner besitzen ein Sparguthaben in den Kassen. Im Jahre 1925 wies die Wojewodschaft Schlesien 18 Kommunalsparkassen mit einer Gesamtspareinlage von 2½ Millionen Zloty auf. Ende des Jahres 1931 haben sich die Spareinlagen auf rund 100 Millionen Zloty erhöht. Der Umsatz wies im vergangenen Jahre rund 1 Milliarde Zloty auf. Der Höchstzinssatz für Sparguthaben beträgt 8½ Prozent. Die Prozentsätze für Anleihen werden auf 7 bis 11 Prozent festgesetzt.

In dem Bericht wird zum Ausdruck gebracht, daß sich gerade die schlesischen Kommunalsparkassen gegenüber den anderen Kommunalsparkassen in den anderen Gebietsteilen Polens eines guten Zuspruchs und Vertrauens erfreuen. Die Sparfreudigkeit unter der schlesischen Einwohnerschaft nimmt von Tag zu Tag zu.

Die Zahl der beschäftigten Bergarbeiter

Das Statistische Hauptamt in Warschau veröffentlicht die Zahl der beschäftigten Industriearbeiter am 1. Oktober 1932. Nach dieser Veröffentlichung sind im Bergbau 108 499 Arbeiter in ganz Polen beschäftigt. Dazu gehören alle drei Kohlenreviere, in welchen noch im Jahre 1924 164 000 Grubenarbeiter beschäftigt waren. Daraus ergibt sich, daß 56 000 Bergarbeiter des alten Standes arbeitslos sind. Hinzu kommt noch, daß die turnusweise beurlaubten Bergarbeiter in der Statistik nicht als Arbeitslose ausgewiesen werden. In der Hüttenindustrie waren am 1. Oktober 37 766 Arbeiter beschäftigt. 1924 waren allein in der oberschlesischen Hüttenindustrie 45 000 Arbeiter beschäftigt. In der Weiterverarbeitenden Industrie waren in Polen 343 010 Arbeiter beschäftigt, in den Eisenbahnwerkstätten 52 591 Arbeiter, in den Elektrizitätswerken und Wasserwerken 6942 und sonstigen öffentlichen Anstalten 27 515 Arbeiter.

Der Lohnkampf im Baugewerbe

Im Baugewerbe ist wieder ein Lohnstreit ausgebrochen. Vorgestern fanden zwischen Arbeitgeber u. Arbeitervertreter Lohnverhandlungen statt. Die Arbeitgeber verlangten nicht mehr und nicht weniger als einen 50prozentigen Lohnabbau. Nach diesem Vorschlag würden die Stundenlöhne für die Maurer und Zimmerer 80 Groschen pro Stunde ausmachen. Für die Bauhilfsarbeiter soll der Stundenlohn zwischen 30 bis 50 Groschen betragen. Natürlich haben die Arbeitervertreter deen 50prozentigen Lohnabbau abgelehnt, weshalb die Verhandlungen scheiterten. Die Lohnstreitfrage wird an den Schlichtungsausschuß weitergeleitet.

Kattowitz und Umgebung

1 Jahr Gefängnis für Straßenraub. Der Arbeiter Theofil Olefsik aus Schoppinitz stand wegen Straßenraubes vor dem Landgericht Kattowitz. Er überfiel an einer abgelegenen Stelle den gebrechlichen Stanislaus Stachura au der Ortschaft Dandowka, Kreis Bendzin, welcher sich an ihn wandte, um die Wegrichtung angewiesen zu erhalten. Olefsik hielt dem Alten ein Messer vor die Brust und forderte Herausgabe von Wertgegenständen und Geld. Der Ueberfallene führte nur etwa 4 Zloty bei sich und händigte diesen kleinen Betrag dem Olefsik aus, welcher ihn dann noch in die Flucht jagte. Der Angeklagte Olefsik bestritt die Tat nicht, beteuerte jedoch sehr stark betrunken gewesen zu sein, so daß er damals nicht recht wußte, was er überhaupt tat. Aus der Verhandlung ergab es sich, daß Olefsik nur leicht betrunken war und gut auf den Beinen stand. Das Urteil lautete auf 1 Jahr Gefängnis.

Nächtlicher Einbruch im „Boiski-Fußballplatz". In der Nacht zum 9. d. Mts. wurde von unbekannten Tätern in die Aufbewahrungsräume am „Boiski-Fußballplatz" in Kattowitz ein schwerer Einbruch verübt. Den Eindringlingen fielen in die Hände, 11 Paar Sporthosen, 11 Paar Sporthemden, 8 weiße Hemden, 1 Fußball, 11 neue Tennisbälle, ferner mehrere Paar Sportschuhe, zwei Flaggen, sowie andere Sportgegenstände. Außerdem entwendeten die Täter zum Schaden des dortigen Sportwarts einen ledernen Koffer, enthaltend 3 Herrenhemden, 4 Unterhosen, 5 weiße Handtücher, 8 Paar Socken, 2 Paar schwarze Sporthosen, 2 Paar hohe schwarze Schuhe und andere Sachen. Der Gesamtschaden wird auf rund 800 Zloty beziffert. Die Polizei warnt vor Ankauf der gestohlenen Sachen. Weitere Untersuchungen in dieser Angelegenheit sind im Gange.

Zawodzie. (Tragischer Tod eines 4jährigen Kindes.) Ein bedauerlicher Unglücksfall ereignete sich am Donnerstag nachmittag in der Wohnung der Familie Trella auf der ulica Agnieszki-Amandy, im Ortsteil Zawodzie. Dort ertrank in einem mit Wasser gefüllten Behälter der 4jährige Josef Trella, welcher in einem unbewachten Moment während des kindlichen Spiels in den Bottich fiel. Die Wiederbelebungsversuche waren ohne jeden Erfolg. Die Leiche des verunglückten Kindes wurde nach der Totenhalle des städtischen Spitals in Kattowitz geschafft.

Zalenze. (Freiwillig aus dem Leben geschieden.) In seiner Wohnung auf der ulica Wojciechowskiego 12a verübte der 31jährige Milchhändler Franz Ciosk[illegible] Selbstmord durch Erhängen am Radio-Antennendraht. Der Tote wurde in die Leichenhalle überführt. Die Beweggründe zur Tat sind z. Zt. unbekannt.

Königshütte und Umgebung

Verhaftung eines Falschgeldverbreiters.

Nachdem in der letzten Zeit die Nachahmung von Geldmünzen eine starke Zunahme erfahren hatte, setzte bei der Polizei eine fieberhafte Tätigkeit nach den Herstellern bezw. Verbreitern des falschen Geldes ein. Die Bemühungen sind nicht vergeblich gewesen, denn schon gestern gelang es der Polizei einen solchen Falschgeldverbreiter in Königshütte festzunehmen. In den Abendstunden kam ein junger Mann an die Kasse des Kino „Union" an der ulica Wolnosci und verlangte eine Eintrittskarte, wobei er ein 5-Zlotystück in Zahlung gab. Als die Kassiererin das Geldstück als falsch erkannte und die Polizei benachrichtigen wollte, entriß der Mann dem Fräulein das Geldstück und flüchtete. Er wurde aber von der inzwischen doch verständigten Polizei verfolgt und auf dem Ringe festgenommen. Auf der Polizeiwache gab der Festgenommene an, der als der Karl Soremba aus Hohenlinde, ulica Koscielna 21 ermittelt wurde, daß Geldstück in Beuthen von einem Kaufmann erhalten zu haben. Wie aber die weitere Untersuchung ergeben hat, besitzt S. keine Verkehrskarte. Er hat entweder die Grenze unlegal überschritten oder aber steht er mit Personen in Verbindung, die das falsche Geld über die Grenze bringen und durch den festgenommenen Verbreiter hier in Umlauf setzen lassen. S. wurde bis zum Abschluß der Untersuchung in Haft behalten.

Wegen Fahrlässigkeit ein Motorrad beschlagnahmt. Der Paul K. aus Brynow fuhr auf einem Motorrad aus dem Hofe der Firma Cebulla, an der ulica Katowicka so ungeschickt heraus, daß er leicht einen Unfall hätte verschulden können. Die eingeschrittene Polizei stellte fest, daß K. keinen Führerschein besitzt und das Motorrad dem Johann Blaszczyk aus Brynow gehört. Das Motorrad wurde einbehalten und wird dem Besitzer ausgehändigt, um zu verhindern, daß K. unterwegs einen Unfall verursacht.

Vandalismus. Unbekannte haben in einer der vergangenen Nächte an der ulica Rejtana an drei Bäumchen die Kronen abgebrochen. Leider sind die Naturschänder in der Dunkelheit unerkannt entkommen.

Baufälliges Haus zwingt die Mieter, dieses zu verlassen. Durch Grubenunterbau hat sich der Baugrund eines Hausgrundstückes in der Nähe des Marienschachtes im Ortsteil Pniaki stark gesenkt. Infolge der Mauerrisse droht das Haus einzustürzen. Man muß zunächst entsprechende Sicherheistmaßnahmen ergreifen, damit die Bewohner das Haus weiter bewohnen könnten. Die angewandten Sicherheitsmaßnahmen hatten ihren Zweck nicht erfüllt, denn in der vergangenen Nacht hatte sich das Gelände so stark gesenkt, daß eine Räumung des Hauses erfolgen mußte. Die Einwohner dieses gefährlichen Hauses wurden vorübergehend im Zechenhaus des Marienschachtes der Skarboferme untergebracht. k.

Die begehrten Gänse. Bei der Polizei brachten die Einwohner des Hauses an der ulica Polna 10 in Königshütte, Pospiech und Grabowski zur Anzeige, daß unbekannte Diebe aus dem Hofe ihnen sechs Gänse entwendet und in unbekannter Richtung verschwunden sind. — Der Händlerin Marie Osarczyk aus Bendzin wurden auf dem letzten Wochenmarkt vom Stande drei Gänse gestohlen. k.

Zuerst bestohlen und dann verprügelt. Ein gewisser Jeromias Hänsler aus Neuheiduk entwendete, während eines Aufenthalts im Geschäft des Fischel Süßmann, Schuhmaterial. Er wurde damit flüchtig und schließlich auf dem Redenberge festgenommen. Die entwendete Ware wurde ihm abgenommen und dem Eigentümer ausgehändigt. Nach Aufnahme eines Protokolls wurde H. wieder auf freien Fuß gesetzt. Sein erster Weg war in den Kaufladen des S., wo er aus Rache über die Anzeige den Ladeninhaber verprügelte. k.

Fahrraddiebstahl. Der Lothar Hora, von der ulica Cmentarna 26, ließ sein Fahrrad Nr. 954 730 unbewacht für eine kurze Zeit im Hausflur des Hauses ulica Stoczynskiego 2 stehen. Einige Minuten genügten einem Liebhaber, um mit dem Rade zu entkommen. k.

Verantwortlicher Redakteur: Reinhard Mai in Kattowitz. Verlag „Vita" Sp. z. ogr. odp. Druck der Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-Sp.-Akc., Katowice.

[Mys]lowitz und Umgebung.

Im Rausch um 200 Zloty bestohlen. Einem Myslowitzer Kaufmann S., der eine größere Summe bei sich trug, und mit einigen Kollegen, in einem Lokal einen gemütlichen Abend verbrachte, mußte nach Ablauf der Feier feststellen, daß ihm 200 Zloty aus der Tasche gestohlen worden ist. Der Diebstahl ist angeblich von einem Kollegen ausgeführt worden und dürfte noch ein gerichtliches Nachspiel haben. —ek.

Schwientochlowitz und Umgebung

8jähriger Knabe von Personenauto angefahren. Auf der ulica Lagiewniki in Schwientochlowitz wurde der 8jährige Alfons Zmuda aus Lagiewniki von einem Personenauto angefahren und verletzt. Nach Erteilung der ersten ärztlichen Hilfe wurde der Verunglückte nach dem städtischen Spital geschafft. x.

Schlesiengrube. (Einbruch in eine Schulklasse.) Aus einem Klassenzimmer der Schule wurde der Lehrerin Helene Frybowski aus einem Fach eine lederne Aktentasche mit 45 Zloty gestohlen. Außerdem befand sich im Täschchen eine goldene Damenuhr sowie Legitimationskarten. x.

Pleß und Umgebung

Borowa-Wies. (Großfeuer.) In der Mittwochnacht brach in der Ortschaft Borowa-Wies ein Großfeuer aus. Dort geriet die gemauerte Scheune des Robert Marcol in Brand. Vernichtet wurde die Scheune mit verschiedenen Wintervorräten, sowie landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten. Der Brandschaden wird auf 93 500 Zloty beziffert. An den Löscharbeiten nahmen die Ortsfeuerwehr, sowie Polizeimannschaften teil. Das Feuer drohte auf das nebenanliegende Wohnhaus überzugreifen, doch konnte der Brand lokalisiert werden. Die Brandursache steht z. Zt. nicht fest. x.

Bielitz und Umgebung

Versuchter Mordanschlag. Am 8. November, um ½3 Uhr früh, feuerte der in Nierodzim bei Teschen wohnhafte Paul Chmiel, während eines Streites mit seiner Frau, zwei Schüsse auf sie ab, welche aber fehlgingen. Daraufhin fuhr er mit einer Maria Grysiowna aus Ustron mit einem Auto gegen Bielitz. Auf der Rückfahrt aus Bielitz durch die Gemeinde Heinzendorf versuchte Chmiel wieder mit dem Revolver die Grysiowna zu erschießen. Bei dem Handgemenge gelang es der Grysiowna den Arm mit dem Revolver abzustoßen, so daß der Schuß in den Boden des Autos drang, wobei Chmiel eine Verletzung des linken Fußes erlitt. Das Auto wurde durch den in Heinzendorf dienstmachenden Polizeiposten zum Stehen gebracht. Nach Anlegung eines Verbandes wurde der Revolverheld der Staatsanwaltschaft in Teschen übergeben

Lustige Anekdoten.

Nichtraucher.

In ein Nichtraucherabteil stieg ein Herr, warf einen kalten Blick auf drei ältliche Damen und einen ebenso asthmatischen Dicken und zündete sich seelenruhig eine schwere, dicke Zigarre an. „Unerhört!" riefen die Abteilinsassen.

Der Herr rauchte weiter.

Die drei Damen erheben sich empört von ihren Plätzen, eilen zum Schaffner und teilen ihm das Verbrechen mit. Auch der Schaffner ist ehrlich empört. Zornschnaubend öffnet er die Abteilstüre und donnert den Zigarrenraucher an:

„Sie! Wenn Sie hier rauchen wollen, dann müssen Sie entweder rausgehen oder die Zigarre ausmachen!"

Mordsache Wrobel, eine schauerliche Tragödie

Ehefrau arbeitet die Mordpläne aus — Der Geliebte tötet den Gatten und verübt noch Freundesmord

Unheilvoller Einfluß einer demoralisierten Frau

Unter erstmaligem Vorsitz des neuen Vizepräsidenten Dr Arzt wurde vor dem Landgericht Kattowitz in einer mysteriösen Mordaffäre verhandelt. Angeklagt war die Witwe Marja Wrobel aus Myslowitz wegen Anstiftung zum Gattenmord. Es handelt sich hierbei um die bekannte Mordaffäre Wrobel-Kossiorek, die s. Zt. riesiges Aufsehen erregte, da es sich um einen Kriminalfall handelt, der durch seine besonderen Begleitumstände aus dem Rahmen der sonst üblichen Mordverbrechen fällt.

Am 19. März d. Js. wurde aus dem Przemsafluß die stark verweste Leiche des Jan Wrobel aus Myslowitz herausgefischt, der zu Lebzeiten bei der Bierversandfirma Josef Folga beschäftigt gewesen ist. Die Leichenobduktion ergab, daß Ertrinkungstod überhaupt nicht in Frage kam, sondern vielmehr ein geheimnisvoller Mordbube den Wrobel erschlagen hat und dann in die Fluten der Przemsa versenkte. Marja Wrobel, die Ehefrau des Ermordeten, erfreute sich keines guten Leumunds. Man wußte, daß sie mit einem sehr verdächtigen Individuum, einen gewissen Jan Kossiorek, ein intimes Verhältnis unterhielt, das der Ehemann unter keinen Umständen dulden wollte.

Frau Wrobel heckte Mordpläne aus, gab dem Mordbuben Kossiorek Geld, um ihren Ehemann trunken zu machen und dann von der Flußbrücke in die Przemsa zu stürzen, damit er hilflos in den Fluten untergehe. Später unterbreitete sie dem Kossiorek weitere Mordpläne und schlug unter anderem auch vor, ihren Gatten irgendwo ins Feld hinauszuführen und dort zu erschießen. Sie riet dem Kossiorek, ihrem Manne

die Kugel in den Mund zu schießen

und dann den Revolver in die erstarrte Hand zu drücken, um so einen Selbstmord vorzutäuschen. Kossiorek beschaffte für Geld, das ihm seine Geliebte Wrobel zusteckte, einen Revolver und begab sich dann mit dem weiblichen Unhold nach der fraglichen Flußbrücke, um zu erwägen, auf welch einfachste Weise man dem Jan Wrobel den Garaus machen könne.

In der Nacht zum 25. Oktober 1931 geschah die gräßliche Tat. Kossiorek stieß mit seinem Opfer vor der Haustür zusammen. Jan Wrobel war betrunken und wurde von Kossiorek überredet, mit ihm den Weg zu der verhängnisvollen Brücke anzutreten. Dort angekommen, verließ den Kossiorek plötzlich wieder aller Mut. Zu seinem Unglück begann der betrunkene Jan Wrobel auf seine ungetreue Ehefrau zu schimpfen. Das brachte den Kossiorek in Wut. Er versuchte mehrmals den Wrobel, welcher sich in sitzender Stellung befand, hinterrücks zu erschießen, besann sich aber plötzlich eines anderen. Um durch die Schüsse keine Zeugen anzulocken, ergriff er einen schweren Stein und ließ diesen mit aller Wucht auf den Hinterkopf des Wrobel niedersausen. Wrobel schlug mit dem Kopf bewußtlos gegen das Brückengeländer. Kossiorek durchsuchte die Taschen seines Opfers, nahm das vorgefundene Geld an sich und

stieß dann den Halbtoten erbarmungslos in den Przemsafluß.

Dann begab er sich zur Frau Wrobel, händigte dieser das vorgefundene Geld aus und verblieb dort noch zwei Tage. Auf Anraten seiner Mordkomplizin fuhr er dann nach Warschau, um sich gefälschte Personaldokumente zu beschaffen. Sein Plan glückte ihm in Warschau nicht, so daß er in Begleitung eines Warschauer Freundes, eines gewissen Stephan Cholosta wieder die Fahrt nach Myslowitz antrat. Im Zugabteil tauchte jedoch in Kossiorek ein satanischer Gedanke auf. Er beschloß

die Ermordung seines Freundes,

um sich so in den Besitz seiner Personalausweispapiere zu bringen. Er schritt rasch zur Tat und erschlug den Freund kurz vor der Station Dombrowa-Gornicza mit einem Stemmeisen.

Der arretierte Doppelmörder bekannte sich nicht sofort zur Schuld, vielmehr operierte er mit den Personalausweispapieren des ermordeten Cholesta. Die Entlarvung erfolgte durch die Mutter des ermordeten Cholesta. Die unglückliche Frau erwirkte die Genehmigung zum Besuch ihres Sohnes in der Zelle. In der Arrestzelle stand sie einem fremden Manne gegenüber. Es war Doppelmörder Kossiorek, welcher sich bis zu diesem verhängnisvollen Moment unter dem Namen seines zweiten Opfers Stephan Chelesta verbarg und ziemlich sicher fühlte. Die strengen Verhöre hatten zur Folge, daß Kossiorek nun endlich seine Verbrechen eingestand, wobei er auch in dem Mordfall Wrobel die Ehefrau Wrobel in schwerster Weise beschuldigte, so daß deren Arretierung am 1. April d. Js. erfolgte.

Dieser schrecklichen Tragödie erster Akt kam nun, wie schon eingangs erwähnt, vor dem Kattowitzer Gericht zur Verhandlung. Frau Marja Wrobel bekennt sich aber zu keiner Schuld, obgleich die Beweise erdrückend sind. Sie berief sich unter Weinen und Schluchzen auf verschiedene Zeugen, die ihr in ihrer Bedrängnis durch glaubhafte Aussagen helfen sollen. Das Gericht beschloß nach längeren Erwägungen die Vertagung zwecks Vernehmung der angeforderten Zeugen und Einsichtnahme in die Akten des Krakauer Militärgerichts, vor welchem sich Doppelmörder Kossiorek zugleich als Deserteur zu verantwroten hat.

Rundfunk

Kattowitz und Warschau.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

11,58 Zeitzeichen, Glockengeläut. 12,05 Programmansage; 12,10 Presserundschau; 12.20 Schallplattenkonzert; 12,40 Wetter; 12,45 Schallplattenkonzert; 14,00 Wirtschaftsnachrichten; 14,10 Pause; 15,00 Wirtschaftsnachrichten

Sonntag, den 13. November.

10,30: Gottesdienst aus Groß-Wiekar. 12.15: Symphoniekonzert. In der Pause: Stunde der Frau. 14: Für die Landwirtschaft. 14,05: Religiöser Vortrag. 14,25: Musik. 15,05: Vortrag. 16: Jugendfunk. 16,45: Angenehmes und Nützliches. 17: Kammerkonzert. 18: Leichte Musik. 19: Verschiedenes. 20: Populäres Konzert. 20,55: Sportnachrichten. 21,05: Konzert. 22: Tanzmusik.

Montag, den 14. November.

15,55: Blick in Zeitschriften. 16: Briefkasten. 16.15: Französisch. 16,30: Kinderfunk. 16,40: Das Alter der Tiere. 17: Leichte Musik. 18: Konzert. 19: Vortrag. 19,15: Verschiedenes. 20: Operette von Johann Strauß. In den Pausen: Sport und Presse. 22: Technischer Briefkasten 22,20: Tanzmusik.

Breslau und Gleiwitz.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

5,20 Morgenkonzert; 8.15 Wetter, Zeit, Wasserstand, Presse; 13.05 Wetter, anschließend 1. Mittagskonzert; 13,45 Zeit, Wetter, Presse, Börse; 14,05 2. Mittagskonzert; 14,45 Werbedienst mit Schallplatten; 15,10 Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.

Sonntag, den 13. November.

6,35: Aus Bremen: Konzert. 8,15: Chorkonzert. 9.10: Steuerfragen. 9,30: Verkehrsfragen. 9,50: Glockengeläut. 10: Katholische Morgenfeier. 11: Schlesische Dichterschule. 11,30: Bach-Kantaten. 12: Nur für Gleiwitz: Vom St. Annaberg: Kundgebung der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde. 12,05: Aus der Singakademie in Berlin: Kammersänger Heinrich Schlusnus singt Lieder. 13: Aus Berlin: Orchesterkonzert. 14: Berichte. 14,10: Frauen um große Männer. 14,35: Semesterbeginn an der Universität. 15,30: Aus Habelschwerdt: Paul Wittmann zum Gedächtnis. 16: Kleine Klaviermusik. 16,35: Kinderfunk. 17: Unterhaltungskonzert. 19: Der Stand der Abrüstungsfrage. 19,25: Sportereignisse des Sonntags. 20: Konzert der Leidenschaften. 22,15: Zeit, Wetter, Presse, Sport. 22,45: Tanzmusik. — Als Einlage: Hörbericht vom Sechstagerennen im Berliner Sportpalast.

Montag, den 14. November.

6,35: Konzert. 10,10: Schulfunk. 11,30: Wetter und Konzert. 15,40: Das Buch des Tages. 15,55: Die Umschau. 16,15: Unterhaltungskonzert. 17,25: Zweiter landw. Preisbericht. 17,30: Aus Hindenburg: Feier des 75jährigen Bestehens des Vereins deutscher Ingenieure. 18,15: Französisch. 18,30: Rechtsfragen des täglichen Lebens. 19: Vortrag. 19,30: Wetter und Schallplattenkonzert. 19,50: Einführung in die Operette des Abends. 20: „Der Teufelsreiter". (Operette). In der Pause: Abendberichte.

Werbet ständig neue Abonnenten